

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

16 (16.4.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Samstag, 16. April 1939

Folge 16 / Jahrgang 1939

Frühling am Bodensee

Von MARTIN WEISE

Die ersten warmen, weichen Frühlingstage sind blau wie der See zur Mittagsstunde, blau wie der Himmel, der wolkenlos über der weiten, blühenden Wasserfläche steht, blau wie die Schatten auf den großen Schneefeldern der Alpen am Horizont.

Am Morgen dampft der See wie ein Wasszuber. Die Hügel am anderen Ufer liegen zur Mittagsstunde weit, dämmern in einer Ferne, die durch das Auge kaum erfassbar ist. Erst am späten Nachmittag rücken sie näher. Am Abend aber fangen sie an, in satten Farben zu leuchten. Dann treten auch die kleinen Dörfer am See mit den geduckten weißen Kirchtürmen aus der Blütenpracht der weissen Obstbäume hervor und grünen herüber.

Die Gärten am See sind ein einziges Paradies. Die Obstbäume schneien weisse Blüten. Gelbe Narzissen und farbenfalte Anziken und Stiefmütterchen leuchten unter blühenden Mandelbäumchen und Pfirsichen, daß die Augen von der bewegten Buntheit der Farben müde werden beim langen Hinsehen.

Jeder Tag am See ist fest ein Fest. Jeder Tag bringt neue Wunder, neue Farben. Der Frühling schüttet verschwenderisch sein großes Füllhorn aus und beglückt auch die verborgenen Winkel. An jedem Tag liegt der See glatt wie ein feines samtenees Tuch, das mit weissen Segeln bestickt ist, die weit draussen in Dunst und Nebel untergehen.

Man sitzt in den duftenden Gärten am See, inmitten dieses Blütenzaubers, träumt über die weite Wasserfläche, die ihre Farbe alle Augenblicke wechselt, trinkt den Wein, der an den Ufern des Sees gedeiht — und läßt alles gut sein. Diese ersten warmen Tage des Jahres mit ihrer wundervollen verjüngenden Zauberkrast nimmt man hin wie ein gütiges Geschenk aus den Händen einer Frau.

In frohem Uebermut springt man in ein linkes Motorboot und durchschneit wie ein Pfeil die blühende

Fläche, umrauscht von einer köstlichen Musik: dem Anathern des Motors, dem feinen, singenden Ton des Wassers, das vor dem Boot wie Glas auseinanderbricht und dem leisen Pfiff des Windes, der von der fernen Alpenfette mit wohlthuender Wärme angepflungen kommt. Weiße Möven geben das Geleit, düstere Schreie ausstosend, kühn tauchend, wenn man ihnen Profamen zuwirft. Auf und nieder schwebt das Boot, hinaus in den weiten See, wo die Ufer verlassen und man auf der spiegelnden, olivgrünen Wasserfläche und dem staubblauen Himmel allein ist.

Am Abend aber, da ist der See ein einziges Leuchten. Da taucht er unter in einer Flut von Farben. Da mischt sich das grüne Wasser mit dem Gartrafo der Wolken und dem lichten Blau des Himmels. Da zittern die Farben im lichten Spiel der Wellen durcheinander wie in einem Kaleidoskop. Dann sind die Hügel am Ufer zart und düstig wie mit Aquarellfarben an den Horizont gemalt. Die letzten weissen Segel ziehen heim in den schützenden Hafen. Starker duften die Gärten. Die Glocken rufen über den See einander den Gutenachtgruß zu. Weich und schwer klagt eine Flöte aus einem Garten, tausend Sehnsüchte wehend, tausend Wünsche leise rufend.

Des Nachts, wenn nur noch wenige Lichter am Ufer blinken, liegt der weite See wie ein großes, offenes Grab. Wenn man aber nach oben schaut, da leuchten die Sterne am Himmel wie funkelnbe Diamanten auf blauem Gewand. Das leichte Aufschlagen der Wellen am steinigen Ufer gibt eine schwermüchtige Musik in dieser starren Dunkelheit. Kosend harft der Wind über den See und die Gärten, die Blumen und Blüten leiz im Schlafe schreckend.

*

Wie eine italienische Felsenstadt baut sich Meersburg über dem See auf. Die Weinberge stehen in der Leben wendenden Sonne. Die alte Burg aus der Zeit



Blüten überm Schwarzwaldhaus

Aufn.: K. Seufert, Todtnoos



Blick auf den Turmberg bei Durlach

Aufn.: W. Spitta, Karlsruhe

der Merowinger und Karolinger, der einstige Hofe Sitz der Bischöfe von Konstanz, trugt über den See. Breit und mächtig wächst der Turm Dagoberts aus der Masse von Stein, ein finsterner Gefelle, dem die Jahrhunderte und raube Kriegstürme nichts anhaben konnten. Daneben blendet das neue Schloß mit dem roten Anstrich und den weissen Putten auf Treppen und Balustraden.

In vielen Farben brennt die steil aufsteigende Stadt mit den hohen Fachwerkgiebeln und den Zuhenscheiben, hinter denen holzgetäfelte Weinstuben dämmern. Wie ein großes Wunder greift die Stadtkirche mit dem schlanken, grünbedachten Turm hoch oben in den Weinbergen in den Himmel, die Berg- und Seestadt krönend.

Man steigt hinauf zur alten Burg, in der Annette von Droste-Hülshoff lebte und die von Sehnsucht erfüllten Augen vor neun Jahrzehnten an einem Frühlingstage für immer schloß. Die Ueberreste des Mobilars in den zwei Stuben, die sie einst in der Burg bei ihrem Schwager, dem bedeutsamen Germanisten Freiherrn Joseph von Vahberg, bewohnte, geben eine Erinnerung voll Wehmut an ihren Aufenthalt am See.

Dafür steht sie aber, Deutschlands große Dichterin, mit all ihren Werken wie eine Lebende vor einem Fürstehäusle, droben über der Stadt in den Weinbergen. Von dem Erbs der bei Cotta in Stuttgart erschienenen Gedichte hat sie sich dieses Weinberghäuschen 1843 samt den Weinbergen gekauft. Hier in diesem kleinen Häuschen,

das dem adligen Fräulein aus Weiskalen so viele Freunde bereitete, wurden die Freunde empfangen: Justinus Kerner, Ludwig Uhland und die Brüder Grimm, für die sie fleißig Sagen und Märchen sammelte. Hier oben im Grün der Reben, den Blick frei über den See, dem Himmel und Winden am nächsten, schrieb sie ihre Gedichte, wuchsen ihre düsternen Balladen. Und hier in ihrem Fürstehäusle hat man heute Erinnerungstüde an sie, die einstige glückselige Besitzerin, und an die Welt, die sie umgab, zusammengetragen und mit rührender Sorgfalt aufgestellt.

Aber man sieht noch mehr von der kleinen rot angestrichenen Burg inmitten der grünen Reben: man sieht tief unten die alte Stadt mit dem Gewir von roten Dächern und grauen Türmen und aufsteigenden Weinbergen, man sieht das schwäbische Meer, das weißblühende Dampfer aerpflügen, Segel beleben, man sieht an hellen Tagen die ferne Alpenfette mit dem Greifenhaupt des Säntis, von dem die Droste in ihren Gedichten erzählt, und man sieht den tiefblauen Himmel, der unendlich weit über die grünen Weinberge, die alte Stadt und den leuchtenden See gespannt ist.

*

Diese blauen Tage am Bodensee, die im Schmut und Glanz des Frühling stehen, sie gleichen einer Idylle, die man nach einem schönen Tag am Abend langsam liest. Sie sind erfüllt von Anmut und Würde. Ueber ihnen liegt ein Glanz von adeliger Schönheit und ewiger Sonne.

Alfred Rosenberg „Der Sumpf“

Querschnitte durch das „Geistes“-Leben der November-Demokratie

Da es manche Leute gibt, in deren Erinnerungsbildern sich die Geschehnisse schnell wieder auflösen, die zum völligen Zusammenbruch Deutschlands geführt haben, da es sogar manche Leute gibt, die heute bereits, da der Aufstieg überall deutlich ist, zu vergessenen geistigen und politischen und marxistischen Vaterlandsvorurteilen sich im Spätdeutschland ungefragt leisten dürfen, kann die Neuauflage des zuerst im Jahre 1930 erschienenen Buches „Der Sumpf“ von Reichsleiter Alfred Rosenberg (Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher, München) nicht lebhaft genug begrüßt werden. Mit Satire, Spott, bitterer Ironie und der berechtigten Entrüstung des Kämpfers für ein besseres Deutschland hat hier einer der treuesten Kämpfer des Führers und für die tiefste Auseinandersetzung mit den Gegnern entscheidenden Männer die Vertreter des Systems und mit ihnen ihre ganze Einstellung unumwiderrlich angeprangert. Wenn wir dieses Buch heute wieder zur Hand nehmen, kann finden wir auf jeder Seite die Bekräftigung dafür, daß Rosenberg den Titel des Buches leinereit mit voller Berechtigung wählte. Damals sind diese von Rosenberg gloriös getroffenen Feststellungen den Spätdeutschern oft genug auf die Nerven gegangen, mußten sie doch immer wieder erleben, daß hier ein Mann lag, der ihr Wesen und ihre Haltung voll und ganz bis auf den Grund durchdringt und sich die einzelnen Vertreter dann jenseits mit all seiner Feder spitzte. Und etwas blieb von dieser Prozedur jedesmal zurück.

Da müssen die Herren Tuscholts (mit allen seinen Namen), Max Liebermann, Ernst Kästner, Emil Lindig-Göhl, Stefan Großmann und wie die geistigen Größen des Systems alle heißen, aufmarschieren und gerade stehen für ihre Schandtat, eine Tätigkeit, die ihnen allen doch immer so schwer gefallen ist. In Alfred Rosenberg konnten die Herren immer wieder einen erleben, der Befehle wachte, der auch genau wachte, was hinter den Kulissen des großen Theaters ging, das sich damals in Deutschland abspielte, und der deswegen hier und da ganz erhebliche Unbequemung wurde.

Nehmen wir nur aus der Fülle des hier angeführten Materials den Fall der „Kriegs- und Friedenspolitik“. Das heißt, jenes Bändchen, das die Herren des Systems so wahren Beifallsorgien hinstreuten. Von ihrer Tanzlust lagte diese Frau selbst: „Es handelt sich nämlich darum, mit den Hüften zu wackeln, rechts herum, links herum, von einem Fuß auf den anderen, den Popo spielen zu lassen und mit den Händen zu wedeln. Seit einiger Zeit wird der Popo zu sehr verachtet. Er ist doch aber da, der Popo...“ Wie sollte auch nicht, was man ihm vorzutragen hätte! Es ist allerdings wahr, daß ich Popo kenne, die ich dumme sind, so präzis, daß sie gerade noch auf genug wären, um sich darauf zu verlassen und selbst das... Soweit das Selbstbekenntnis dieser Dame, die von Paris (dort übrigens auch heute noch) bis Wien angehängelt wurde; wie werden wir gleich hören, Rosenberg

nennt sie die „Unterleibstänzerin“, das „Neue Wiener Journal“ weiß aber am 2. März 1938, als die Partei in Wien tanzte, folgendes erregende Gespräch zu Paris zu bringen: „Die Vater verachtet auf ganz internationale Art zu schmieren, zu lächeln und Spitzbubenaugen zu machen. Und noch ein Geheimnis: sie singt entzückend. Wer von ihrem Tanz das meiste erwartet hat, nimmt ihr „Pretty Little Baby“, das sie als Gegenleistung von Paris zu bringen weiß, als den stärksten Erfolg des Abends hin. Wer als vorurteilvoller Mensch kommt, wird von einem interessanten Menschen befreit. Dem Rhythmus dieser Verknüpfung kann sich niemand entziehen.“ Rosenberg bemerkt dazu: „Mit dem „interessanten Menschen“ meint das Judenblut natürlich den „madelnden Hintern“, den die Vater in ihren Memoiren selbst als wirksamste — Handwerkszeug rühmt“. Und das sie damit zu wirken vermag, erleben wir aus dem Bekenntnis eines Systemkritikers, der sich nach einem Empfang der Vater in Mascotte, wo sie einige Proben ihrer Tanzkunst zum Besten gab, zu folgendem Erguß verleitete: „Sie erziehen im Wien-Complet ebenso reizvoll wie ohne, und hätte ich sie nicht von Angefangen zu Angefangen erkannt, so von hinten, als sie das Hauptrequisit ihrer Tanzkunst weit in den Saal nach rückwärts hinausdrückte. Es braucht

kaum hinzugefügt zu werden, daß von Josefina Vater die Rede ist, die einen Begrüßungstanz in Mascotte gab, mit „Kroben ihrer Kunst“. Sie tanzte wie schon angedeutet, im Complet ebenso wie in unvollkommener Kleidung. Statt mit ihrer eigenen Nacktheit trieb sie allerlei Schabernack mit den nachdenklichen der anwesenden reiferen Jugend, indem sie auf deren Glanz aus Sahne, Tee, Spunde und Saarretten einen Cocktail mischte, wie sie es aus ihrem Pariser Restaurant in der Nähe der Place Pigalle gewohnt ist. So dann mußten die Herren auch mit ihr hupen, solo und en groupe. Einem Verknüpfungstanz plätsch dabei sogar soviel Sektentropfen nach, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als resigniert den Saal zu verlassen“.

Das waren damals die Herren der Welt in Deutschland, jene internationale Judenwelt, das keine dunklen Gesichter machte, das dichterisch verfertigte, daß wir den Krieg nicht gewonnen hätten, das den Massenmord, die Vielweiberei propagierte und alles, was uns Deutschen heilig und teuer ist, verhöhlte.

Aber Alfred Rosenberg hat ihnen damals nichts durchgehen lassen. Und wie bedeutungsvoll diese Aufzeichnungen für die Geschichte sind, kann jeder erleben, der sie jetzt wieder in die Hand nimmt, denn sie geben uns auf jeder Seite die Bekräftigung, den Kampf gegen das international-jüdische System mit vollem Recht mit harter Konsequenz bis in die Gegenwart geführt zu haben, auch wenn gewisse Herren im Ausland anderer Meinung zu sein sich bemühtig fühlen.

Günther Röhrdanz

Europa im Spiegel der Dichtung

In einer Zeit, da die Bösartigkeit internationaler Vererbung Deutschland den Vorrang der wirtschaftlichen und geistigen Vortriebe macht, kann man nicht ohne ironischen Stolz auf ein seit Jahrzehnten nicht mehr da gewesenes Interesse der Deutschen an den geistigen Kräften Europas und der Welt hinweisen. Der Versuch, die europäische Kultur in der Dichtung und Literatur zu beschreiben, ausländisches Schrifttum in deutschen Uebersetzungen nicht nur dem deutschen Leser nahe gebracht worden, sondern vielfach auch in vielen Einzelerfahrungen vor allem aus dem Norden erst durch die deutsche Uebersetzung zu wirklichem Ansehen, ja zur Weltgeltung erhoben worden. Man kann daher auch einen Hinweis auf das originale und aufschlußreiche Werk „Gegenwartsdichtung der europäischen Völker“, das unter Führung von Dr. Kurt Ziesel von einer Kreis-Beisatzgemeinschaft europäischer Literaturkenner zusammengestellt wurde (Verlag Junfermann und Dünmuth, Berlin), nicht besser begründen, als durch eine nachdrückliche Betonung seiner allgemein politischen Bedeutung und seiner schlagenden Beweisstärke gegen die heuchlerischen Verleumdungen, Deutschlands chauvinistische Weltanschauung vorzuerwerfen. Das

vorkommende Werk ist in jeder Beziehung neuartig. Es wird nicht nur den Literaturwissenschaftlern, sondern darüber hinaus jedem Deutschen, der sich aufgeschlossen für die geistige Entwicklung Europas in unserem Jahrhundert interessiert, eine Fülle von literarischen, geistigen und politischen Erkenntnissen bieten. Der Herausgeber hat sich in der Einführung die Grenzen und Ziele des Unternehmens. Er bekennt sich zu einer Werturteilung, die erst einer solchen Literaturgeschichte praktische Bedeutung gibt. Die Wertung richtet sich ohne eine Domestik nach den geistigen, echten dichterischen Kräften, nach den besonderen Ausdrucksformen eigenständiger Kulturbewusstseins der europäischen Völker und gegen die international aufstrebenden Formen eines Literarientums, das wir in Deutschland in den Nachkriegsjahren bis zum Ueberdruß genossen haben und das in den meisten überlieferten Werten Europas immer noch ein recht fröhliches und dank fähiges Solidariatät auf beherrschendem Dasein führt. In einer weiteren Uebersicht verweist Kurt Ziesel in der inneren Zusammenfassung der europäischen Literatur in großen Bläuen sichtbar zu machen, die Anwendung zum nationalen bestanden Erlebnis in der Landschaft, Bauerntum und Heimatgefühl, die Auseinandersetzung mit sozialen, historischen und gesellschaftlichen Problemen, die weiter anstehende Vorkriegszeit des Romans und des realistischen Bühnenstücks und manches andere mehr, das allerdings nicht mehr in früheren Gemeinschaften als im Vorgang der individuellen Zusammengehörigkeit hängen bleibt.

Der Fülle des Stoffes steht eine sehr wohl überlegte Anordnung gegenüber, die nicht nach Staatsgrenzen, sondern nach geographischen und völkisch-historischen Räumen vorgenommen ist. Siebzehn Sachkennner haben neben dem Herausgeber die einzelnen Räume bearbeitet. In dieser Aufgabe ist auch schon die hauptsächlichste Schwäche des Werkes beschränkt. Die Faltung in der Darstellung der einzelnen Länder und ihrer Dichtungen ist höchst unterschiedlich und vertritt einen oft sehr verschiedenen Gesichtspunkt der Betrachtung, der in einigen Fällen sogar zu offenem Widerspruch herausfordert. Die Schwierigkeit für den Kunstbetrachter ist in diesem Fall sehr groß. Man wird an Hand eigener Kenntnisse und eigener Beurteilung Stichproben machen können. Denn eine Befehrsung der gesamten Materie ist nicht möglich. Vor allem ist bis auf die englische und französische Literatur eine Uebersetzung fast ausschließlich beschränkt auf die vorhandenen deutschen Uebersetzungen. Es ist also schwer möglich zu urteilen, wie weit etwa die Darstellung der politischen Gegenwartsdichtung von Rudolf Haackhoff den Grundrissen entspricht, nach denen wir Dichtung in ihrer nationalen und europäischen Bedeutung beurteilen. Ebenso wenig ist dies möglich etwa bei dem Beitrag über die rumänische Dichtung, den Martin Bloß geschrieben hat. Denn weder aus Polen, noch aus Rumänien, weder aus Griechenland, Spanien, Portugal noch aus dem gesamten slavischen Kulturkreis des Südostens, liegen zur Nachprüfung deutsche Uebersetzungen vor. Ein Beitrag von Julius Farsas über die ungarische Dichtung hingegen, die durch zahlreiche deutsche Uebersetzungen zugänglich ist, gibt bereits Anlaß zu klarer Kritik. Gerade hier etwa ist das Prinzip der Wertung zwischen Dichtung und jüdisch gebildetem Literarientum keineswegs eingehalten. Franz Herzog a. V. wird auch in dieser europäischen Literaturgeschichte als Repräsentant der ungarischen Gegenwartsdichtung gefeiert, wobei man in das Forum des internationalen Judentums bläst, während die wirklichen Dichter Unanans wie Virid etwa oder Moricz nicht annähernd in ihrer Bedeutung erkannt sind. Einige fehlen überhaupt, so etwa der auch in deutschen Uebersetzungen erfolgreiche Daranyi (Vil- und Walleleoman). Wieviel diese Einschränkungen auch für andere Beiträge gelten können, müßte einer ausführlichen Einzeluntersuchung vorbehalten werden. Ausgeschlossen ist der in seiner konstanten und deutenden Art vorbildliche Aufsatz über die französisch-belgische Dichtung aus der Feder des Herausgebers Dr. Kurt

Goethe — Schiller — Hölderlin

Ihr Leben in Selbsterzeugnissen, Briefen und Berichten

Es ist über die meisten unserer deutschen Dichter so viel geschrieben worden, daß die deutenden Abhandlungen oft selbst den Umfang der Werke dessen, den sie behandeln, weit übersteigen, und daß sich ein gern hinter den Kulissen schmüchelndes und sich nur noch für die verblüffenden Dinge interessierendes Bürgerium meist auf die Rekläre der Werte eines Dichters gläubig verstanden zu können. Eine geschäftstüchtige Literaturdeutung, die mehr eine Wüßentum meist unter lässlicher Führung war, erkannte mit ihrem Gefühl für die niedrigen Intuitione diese Meinung und kam ihr durch alle möglichen und unmöglichen Publikationen über deutsche Dichter entgegen. Es wurde Wüß, mehr über die Dichter zu lesen, als sich mit ihren Werken zu beschäftigen. Das erste war ein sacher, weil der Leser hier ein fertiges Urteil serviert bekam, das er in mehr oder weniger geistvollen Gesprächen verwenden konnte. Leider finden wir auch heute noch hier und da die Meinung zu einer Beschäftigung mit solchen selbst der Vergangenheit angehörenden Deutungsprodukten, ohne daß sich der Leser oft überlegt, daß er hier ein völlig falsches und für die Wissenschaft überholtes Bild bekommt.

Man wird hier nun die Frage aufwerfen, was denn an die Stelle dieser Biographien und Kommentare zu den Werken einer ver-

gangenen Geistesleistung treten kann, man wird vielleicht sogar nicht ganz ohne Unrecht die halb vorwurfsvoll klingende Frage aufwerfen: Ja, was soll ich denn dann lesen, wenn ich a. B. über Schiller etwas erfahren will. Es sei zugegeben, daß nicht jeder die Zeit hat, sich durch umfangreiche Bände Vieles durchzulesen, daß es vielen an der Zeit fehlt, sich aus Tagebüchern der Dichter selbst oder aus denen ihrer Zeitgenossen ein Bild von ihnen und von ihrem Schaffen zusammenzusetzen, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, die eine solche, schon die Grenzen wissenschaftlicher Arbeit berührende Rekläre mit sich bringt.

Wenn bis jetzt hier eine nicht unweunliche Lücke bestand, so finden wir sie jetzt wenigstens für Goethe, Schiller und Hölderlin ausgefüllt, und es ist zu hoffen, daß diese hier angelegte Arbeit auch auf andere deutsche Dichter, a. B. um nur zwei zu nennen, auf Hebel und Kleist, im Laufe der Zeit ausgeht. Der Propyläen-Verlag, Berlin, brachte drei geschmackvoll in blauen Velin gebundene Bände heraus, von denen jeder in sich abgeschlossenen einen der drei genannten großen deutschen Dichter behandelt. Es ist nun nicht so, daß hier ein Literaturhistoriker auf den jeweils über dreihundert Seiten eine Abhandlung über den einzelnen Dichter gibt, sondern in einer unendlich wissenschaftlichen Arbeit ist aus dem Werk, aus dem Briefwechsel oder der Selbstbiographie sowie aus Briefen und Aufzeichnungen der Zeitgenossen ein genaues und zeitgerechtes Bild des einzelnen Dichters gegeben. Zu diesen authentischen Leiddokumenten gesellen sich Wiederabgaben von Bildern, Buchtiteln und Familienes und bilden eine glückliche Ergänzung zu dem Aufgeschriebenen. Die Bearbeiter der einzelnen Bände hatten die Bemerkung nicht immer ganz leicht Aufgabe, durch Zwischenstücke die einzelnen Dokumente zu verbinden. Wolfgang Gock hat den Band „Goethe“, Eberhard Greifmann den über „Schiller“ und E. Kurt Fischer den dritten über „Hölderlin“ bearbeitet. Alle drei sind eine verdienstvolle Arbeit und ein wertvoller Beitrag zu dem überall lebendigen Werk, die großen deutschen Dichter in ihren Werken der Gegenwart lebendig zu erhalten.

Günther Röhrdanz

Es blüht in Deutschland

Vor uns liegt in dem Buch „Es blüht in Deutschland“, 106 Naturstudien von Annemarie Fossel und Karl Otto Hartels (Verl. Karl Nob. Wagnerverlag, Abt. Klein i. Z. u. Leipzig, 1939), ein botanisch-wissenschaftlich gezeichnetes Nachschlagewerk, sondern ein von künstlerischem Empfinden getragenes und aus reissenden Naturausdrücken zusammengestelltes Blumenbuch. Von fast fünfzig Band wurden jeweils die Einzelblüten und die Lebensweise mit formelhaften Beschreibungen, so neben einander stehenden Bildpaaren einträchtig erzählt. Jeder Deutsche kann hier ein ihm vertrautes heimatschaftliches seiner eigenen Heimat wiederfinden; denn die Ansätze umfassen, nach Jahreszeiten geordnet, Aufnahmen aus ganz Großdeutschland. Die Iose aneinander gereihten Pflanzenfolge beginnt in den Südalpen und steigt immer weiter nach Norden dringend, viele unter Naturgemäß lebende Blumen aus dem Mittelgebirge, der Weide, dem Moor und dem Binnengebiet. Immer wieder ist der Bau der einzelnen Blüten den besonderen Verhältnissen ihrer Standorte angepaßt, dabei findet man vorgeschobene Stiele nicht nur am Rande der Steppe, sondern auch im Hochgebirge. Und mit Genugtuung können wir feststellen: Solange der deutsche Wald und die deutschen Berge nicht durch Unverstand und Genußsucht ihres schönsten Schmuckes beraubt werden, solange bleibt allen Wandernern noch genügend unberührtes Land, wo sie in enger Verbindung mit der Natur immer wieder neue Kräfte gewinnen können. So bilden die oft künstlerischen, gen Mahlab standhaftesten Aufnahmen ein Loblied auf den ungeheuren Reichtum unserer deutschen Landschaft, mit all ihrer Formen- und Farbenpracht. Dazu will die knappe Lebensgemeinschaft Einführung von Dr. Annemarie Fossel dem Naturfreund auch manche innere Beziehungen zwischen Landschaft und Pflanze vertrauter werden lassen. Man findet, daß die Vorarbeiten zu diesem kleinen Buch von der Deutschen Land geleitet wurden, und so kann man erwarten, daß das Blumenbuch auf den stillen Betrachter auch etwas von dieser Liebe ausstrahlen wird.

Fritz Willendorf.

Geschichte des deutschen Unteroffiziers

Im Bereich des germanischen Menschen war das Heer alle Zeiten, die in der Wehrhaftigkeits verdichtete Gemeinschaft des Volkes. Darum war dies Heer nie ein willkürlich gebildetes Gebilde, selbst dort nicht, wo wie bei den Söldnerheeren, der Ansehen gegeben war, sondern stets eine, aus der kämpferischen Substanz des Volkes gewachsene, organische Gemeinschaft.

Die Organisation der Heere entsprach daher immer auch dem Aufbau der völkischen Struktur, d. h. also von der kleinsten Kernzelle, der Einheit, in die höchsten Wehrverbände aufwächst und als totale geschlossene Wehrmacht des Volkes in Erscheinung tritt. Das Wirken dieser organischen Wehrgemeinschaft aber entfaltet sich aus dem Kreislauf der Entwicklung dieser Gemeinschaft auf ihrem höchsten Punkt. Der Aufbau des Heeres entsprechend verteilt sich Einheit, Rang, Anspruch und Verantwortung des Führers. Die letzte und höchste Möglichkeit der kämpferischen Kraftentfaltung einer Armee liegt natürlicherweise bei deren höchstem Führer in Rang, Anspruch, Wert und Verantwortung — also beim Feldherrn. Aus seiner Persönlichkeit werden alle Kraftströme der Armee mobilisiert und bewegt. So konzentriert sich auch in der bestehenden militärischen Organisation die Entfaltung dieser Kraftströme auf diesen Feldherrn, als der überragenden, geschichtlichen Persönlichkeit im Sinne höchster Politik. Aus diesem Grunde liegt wohl diese Feldherrnverantwortlichkeit der rückstehenden Soldatlichen und völkischen Betrachtung am nächsten. Entsprechend folgen dann die Führer der untergeordneten, größeren Einheiten, also des Offizierskorps schließlich. Noch nie aber ist im Sinne einer totalen, völkisch-soldatischen Schranke, das Führerkorps der kleinsten Einheiten der Armee erschöpfend in seiner Wertigkeit und Stellung erfasst und gefaßt worden. Denn da wir mitten im Aufbau des modernen Volkshheeres begriffen sind, ist die erschöpfende Darstellung des deutschen Unteroffiziers eine nicht mehr absehbare Forderung im Sinne Boyens geworden.

Der Reichstreuenbund ehemaliger Berufssoldaten hat sich dieser Notwendigkeit als Herausgeber verpflichtet und den Hauptmann a. D. Friedrich Ferdinand von Wedder, als Hauptbearbeiter einer „Geschichte des deutschen Unteroffiziers“ beauftragt. Die in gediegener, reich illustrierter Ausgabe beim Verlag Junfermann & Dünmuth, Berlin, erschienen ist. Dies erstmalig und in seiner Schan verpflichtende Werk darf ferner in keiner öffentlichen Bücherei, besonders der Garnisonsbibliothek fehlen, umfomehr, als es durch den, leider nicht umgänglichen Preis von RM. 22.— (Vorzugspreis für Mitglieder des Reichstreuenbundes RM. 18.—) nicht jedem ein-

zelnen Unterführer und Soldaten zugänglich sein wird.

Der Generalfeldmarschall des Reiches, Hermann Göring, sowie der Bundesführer des Reichstreuenbundes, Galleiter und Oberpräsident Franz Schwede-Coburg, haben dem Werk ausrichtende Geleitworte gegeben.

In lebendigem Wechsel von Darstellung, Quellenverteilung und aneddotischer Aufhellung wird die Entwicklung des Führers der kleinsten Heereseinheiten aufgeführt, vom Fahnenknecht bis zum technischen Soldaten unterer Ränge, unter Berücksichtigung der staatlichen Einzelheere von einst, innerhalb des gesamten deutschen Volkshaumes. Von der allgemein historisch-entwicklungsmäßigen Darstellung scheidet das Werk dann fort zur Aufhellung der Unterführergestalt aus den einzelnen Bereichen der Waffenartungen und des Spezialwesens ab. In lebendigster Auflockerung sind immer wieder die oft sprunghaft-abenteuerlichen Soldatenwege jener deutschen Unterführer aufgezeigt, die den Feldherrn nach, zum mindesten aber den Generalsstab, nicht nur im Fronteier, sondern in ihrer Zeit und Stunde auch militärisch und heftigsgemalten vor der Truppe hertragen, aus der sie hervorgegangen waren. Aber auch der sozialen Befund des Unterführerstandes aller Zeiten finden wir immer wieder aufgegriffen in den verschiedensten Betrachtungen, um ins Ausdrückliche ausgeweitet, in die wesentlichen und wertvollen Kapitel über die Zivilverteilung dieses Standes einmünden. Ausführlich wird die Rückgliederung des Unteroffiziers in das zivile Leben des Volkes behandelt. Uebersichtlich die Möglichkeiten der zivilen Auswertung dieses erfahrenen soldatischen Führertums im Leben des Volkes, Erkundtender noch der Anteil dieses Soldatenstandes an der Kulturgeschichte des Volkes, der sich in den aus ihm hervorgegangenen Führerpersönlichkeiten in Politik, Kunst, Wissenschaft, Forchtung, Wirtschaft und Technik ausweist. In der historischen, organischen, waffenrechtlichen, sozialen und erzieherischen Entwicklung ist die Führung des Unteroffizierskorps vom Drillingeiler zur völkisch-soldatischen Führerpersönlichkeit dargestellt, als Wissen um die Tradition, als Bodenständigkeit und Vorbild. Es liegt an uns, aus dieser tiefen Schan die Idealgestalt des deutschen Unteroffiziers zu erkennen, sie aus dem völkischen Impuls zu wollen und zu verwirklichen, sie als soldatischen Hoch- und Kernwert zu achten!

Dies ist der Zweck und Wille dieses gebiegenen, soldatischen Standardwerks, müßte es sein aus der unerbittlichen Verantwortung für Arme, Volk und Reich.

Sopp Schirp.

Architektur und Bauplastik der Gegenwart

Ueber die Architektur und mit ihr im Zusammenhang über die Blüte der Plastik in der Gegenwart ist viel geschrieben worden. Trodem wird der Band „Architektur und Bauplastik der Gegenwart“, den Werner Rittich jetzt im Rembrandt-Verlag G.m.b.H., Berlin, herausgebracht hat (geb. 7,80, geb. 5,80) nicht überflüssig. Wer die zahlreichen Kunstbände kennt, die dieser außerordentliche Verlag in den letzten Jahren herausgebracht hat, wird nicht erstaunt sein über die ausgezeichneten Bildwergebände, die unüßlich reich an künstlerischen Ausdrucksformen dieses Landes bilden. Ausgehend von den Münchner Bauten des ersten Baumeisters der Bewegung Professor Ludwig Troost und von der monumentalen Anlage des Parteiangelsandes in Nürnberg von Prof. Speer betrachtet der Leser die drei großen Dresdensurgen Vogelfang, Sontboven und Großhülse von Loß und Gieseler, geht über zum Gelände der Reichssportfeldes und sieht wunderbar plastische Aufnahmen vom Deutschen Haus auf der Berliner Weltausstellung. Damit aber kann das Bild der Bauplastik der Gegenwart nicht erschöpft sein. Bauten der Wehrmacht, Heime der Hitlerjugend, die in Verbindung mit der Reichsautobahn entstehenden Bauwerke sowie neue Zweck- und Wohnbauten reihen sich diesen in sinnvoller Folge und Mischung an. Auf das Glücklichste sind die Werke der mit der beginnenden Baublüte sich wieder vor neue

große Aufgaben gestellt lebenden Künstler eingebaut und lassen so die enge Verbindung zwischen diesen beiden Ausdrucksformen deutlich werden. Namen wie Preker, Försch, Schmid-Ghmen leben neben Rolbe, Scheibe und Vlecker.

Der straff formulierte, fast gefasste und überblicklich aufgebauete Text fügt sich neben diesen Bildwergebänden glänzend ein, macht das Werk erst zur Einheit und gibt Worte, die zur sinnvollen Unterbrechung des Besprechenden werden. Es kommt dem Verfasser über unsere neue Bauplastik anzufragen, sondern das Normenbuche zur Entwicklung und Deutung zu legen. Er geht aus von einem kurzen Ueberblick über die letzte Vergangenheit, da von augenblicklichen Bedarf geleitete Privataufträge der deutschen Bauplastik ein uneinheitliches, oft genug unansehnliches Gesicht geben. Dann legt er die Ausführungen Adolf Hilters in „Mein Kampf“ aus dem Jahre 1924 an den Beginn seiner Ausführungen zur Bauplastik der Gegenwart, die in dem oben charakterisierten Stil gehalten sind.

Man legt dieses in der früheren Gestalt und der inneren Haltung einbildlich gehaltene Buch nicht ohne wertvolle Bereicherung aus der Hand und wird es zur Hand nehmen müssen, wenn man sich mit der Bauplastik der Gegenwart beschäftigen will.

Günther Röhrdanz.

Hans Thomas Meisterschüler



Ein Fischer von der Reichenau

Willi Münch ist Karlsruher und war der letzte Meisterschüler Hans Thomas. Heute lebt Willi Münch in Berlin, hat aber seine Heimat am Oberrhein bis zur Stunde nicht vergessen, sondern kehrt alljährlich an den Bodensee zurück, um von hier neue Kraft für sein Schaffen und Wirken im Sinne der Forderungen, die heute an die Kunst gerichtet werden, zu schöpfen. Der nachstehende Beitrag macht unsere Leser mit dieser Künstlerpersönlichkeit näher bekannt.

es heißt, „auer zur Förderung der Zeit“ zu stehen, sich nicht beugen zu wollen unter das Joch des jüdischen Händlergeistes. Von der Systempresse wurde er heruntergeriffen oder totgeschwiegen, die Rot Kloppte an seine Tür. Trotzdem blieb er seiner Gesinnung und seiner Auf-

Graphiker zeigen. Wie der große Bauernmaler Leibl seine Schaffensheimat am Ammersee, Ferdinand Spiegel im Sarntal in Südtirol gefunden haben, so fühlt sich Willi Münch-Karlsruhe immer wieder zur Landschaft und zu den Menschen am Bodensee hingezogen. Dort sucht



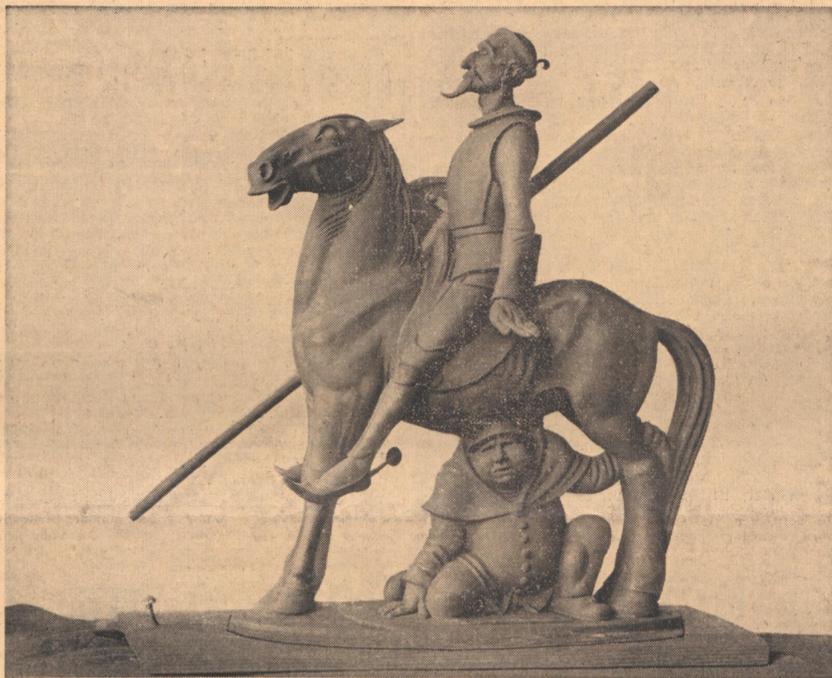
Der Fischer Nepomuck Böhrler von der Reichenau

Die Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht.“ So faßte einst kein Geringerer als Albrecht Dürer das Resultat seines langen Nachdenkens zusammen. Dürer, der selbst der Nachwelt die schönsten Kunstwerke hinterlassen hat, wußte den Begriff Schönheit nicht näher zu umreißen und zu definieren. Sollen wir selbst uns an eine Begriffsbestimmung wagen, die ein Meister des Schönen nicht geben konnte?

Wahrlich, schön ist so allumfassend, daß es schwer scheint, ihm allgemein gültige Eigenschaften zuzuschreiben. Schönheit empfinden wir, nehmen sie wahr mit unseren Augen, unseren Organen und all den feinsten Fühlern unseres Nervensystems. Schönheit erfassen wir ebenso mit Sinnen, wie wir sie mit unserem Verstand zu erklären suchen. Schönheit ist etwas, was in unserer Vorstellungswelt lebt und vorhanden ist, etwas, das uns trotzdem immer unerreichbar scheint und uns als idealistisches Ziel vorführt. Auch das Häßliche kann schön sein, wenn es den Stempel des Erhabenen und des Heroischen trägt. Schönheit muß Wahrheit sein. Darum ist die Natur immer schön in all ihren Erscheinungen, in ihrer Ruhe wie in ihren gigantischen Ausbrüchen, in ihrem ewigen Kampf, in dem es Besiegte und Sieger gibt. Wenn aber Schönheit wahr im Sinne der Natur und unserer Empfindungswelt ist, dann ist sie nicht wandelbar nach den jeweiligen Auffassungen der Zeit, sie ist ewig wie das Blut, das nach unzerstörlichem Ratsschluß in unseren Adern rollt und sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Die Schönheit ist etwas Ewiges wie die Natur selbst. Schön ist alles auf dieser Welt, wenn es natürlich ist und wahr und klar.

„Deutsch sein heißt klar sein“, hat der Führer in seiner großen Rede zur Eröffnung des Hauses der Deutschen Kunst in München als beste Begriffsbestimmung für „Deutschsein“ und als oberstes Gesetz für uns aufgestellt, das auch für die Kunst gilt. Klar sein, wahr sein in der Nachempfindung und Nachbildung der Natur muß auch als oberstes Gesetz in der Kunst herrschen. Man kann nicht ein Gewirr von Linien und Flecken als Gemälde einem Publikum vorlegen und behaupten, das wäre z. B. die Leipziger Straße. Ebenso könnte man sagen, das „Gemälde“ stelle die Erschöpfung der Welt oder sonstwas dar.“ Ein farbige Biered mit aufgesetzten Brotkrumen oder Zigarettenresten ist noch längst kein männliches Porträt. Dies sind für uns ja Gottseidank Selbstverständlichkeiten, sie waren es aber bis vor kurzer Zeit durchaus nicht. Solche Pervertitäten wurden von der Jugendpresse tatsächlich als Kunst gepriesen. Wahrheit und Klarheit, diese Grundfordernisse einer Kunst, wurden von den Anhängern der verschiedenen -ismen einfach ignoriert und gar als veraltet und verrottelt hingestellt. Wirkliche Wahrheitsfänger und Darsteller des Schönen konnten betteln gehen, wenn sie sich nicht der jüdischen Despotie beugen wollten.

Ein Wahrheits- und Schönheitsfänger in der Kunst ist auch der Graphiker und Bildhauer Willi Münch-Karlsruhe von jeher gewesen. Auch er würde wohl wie sein großes Vorbild Albrecht Dürer nie zu sagen wissen, was Schönheit ist. Aus allen seinen Werken aber leuchtet sie uns entgegen. Der letzte Meisterschüler Hans Thomas mußte dem Bekenntnis zur Schönheit und Wahrheit wie viele andere auch während der Systemzeit seinen Tribut zahlen. Er, der 1930 zur Partei getreten und in Leipzig Mitbegründer des Kampfbundes für Deutsche Kultur geworden war, mußte es fühlen, was



Don Quichote und Sancho Pansa

Eine Plastik Münchs

fassung von einer erhabenen Aufgabe der Kunst tren. Seit 1933 fand er endlich die ihm gebührende Achtung. Besonders die Veröffentlichungen in „Völkischen Beobachter“, „Angriff“, in den „N.S.-Monatsheften“ usw. trugen dazu bei, daß der Name Willi Münch-Karlsruhe in weiten Kreisen bekannt geworden ist.

Nach nationalsozialistischer Auffassung wissen wir, daß die Berufung zur Kunst aus dem Grund des Volkes kommt, aus Blut und Rasse. Es ist daher besonders wichtig, gerade beim Künstler zu erfragen, woher er kommt, welche Erbmasse in ihm vorherrscht. Münch stammt von heftigen Eltern, sein Geburtsort ist Karlsruhe, jene sorglos-reiche Gegend der fruchtbaren Rheinebene zwischen Schwarzwald und Vogesen. So ist wohl sein heiteres Gemüt zwiesach bedingt, durch Herkunft und Umgebung. Es kommt in all seinen Schöpfungen zum Ausdruck, in seinen Plastiken, Radierungen und in seinen Charakterköpfen der Bodenseebauern, deren der Schalk meist aus den Augen lacht. Auf einer der letzten Tierfunktaustellungen der N.S.-Kulturgemeinde fielen seine Plastiken von Jungtieren, die in Bronze, Porzellan und Böttgersteinzeug ausgeführt sind, allgemein auf. Das von vielen Künstlern verachtet worden ist, das Unbeholfene und Komisch-witzige gepaart mit der doch recht ernsten Seite des jungen Lebens darzustellen, gelingt Willi Münch-Karlsruhe meisterhaft.

Neben seinen Plastiken sind es aber vor allen Dingen seine Charakterköpfe der Bodensee- und Schwarzwaldbauern, die sein großes Können als

er nach dem Zusammenbruch Deutschlands 1919 Zuflucht vor den seelischen Erschütterungen, dorthin kehrt er alljährlich zurück, um unter Fischern und Bauern Erholung zu suchen von der Last der Großstadt. Er lebt ganz mit ihnen, er erlebt sie und dieses Aufgehen in den Menschen, die er zeichnet, kommt in der inneren Gestaltung seiner

Charakterköpfe klar zum Ausdruck. Der Maler Münch lehnt es ab, Menschen zu zeichnen, mit denen er keinen inneren Zusammenhang herstellen kann. Er muß, wie er sich ausdrückt, mit seinen Modellen „in Zufühlung“ sein. Während er zunächst den Kopf in großen Linien mit einem Lederwischer umreißt, prüft er sich allmählich wie ein Jäger immer mehr an das Wesentliche, an das Charakteristische heran und schafft so Bilder, die bei gewissenhafter äußerer Neugier getreu das Innenleben seines Modells widerspiegeln. Wenn er beim Zeichnen ist — ich habe das selbst erlebt —, dann packt ihn ein Endzitterleber; mit ungläublicher Schnelligkeit gleitet der Stift über das Blatt, um die bewegte menschliche „Gesichtslandschaft“ festzuhalten. Nichts Starres ist in seinen Bildnissen, sie geben die Bewegung der Seele, Regungen des Gefühls und die Arbeit des Geistes wieder. Man betrachte die Augen: aus denen der Alte spricht

die abgeklärte Lebensweisheit, die in hartem Lebenskampf erworben ist, spricht die menschliche Güte, gepaart mit überlegenem Humor, die alles im Leben verstehen und überwinden lassen. Man beachte den harten Blick seiner Fischer in den besten Mannesjahren, die bereit jeden Kampf der Natur erwarten und sich freuen, ihn als Sieger zu bestehen. Immer wieder sind

es die Augen und ihre Umgebung, die den Maler fesseln. In ihnen sieht er ein Wunder, in dem Gott seine Schöpfung widerpiegeln läßt, das Schöne und Erhabene des menschlichen Körpers.

Wenn man Gelegenheit hat, die etwa 250 Bildnisse, die Münch-Karlsruhe im Laufe von 30 Jahren gezeichnet hat, zu vergleichen, so muß man feststellen, daß sie wohl im technischen Können von einander abweichen, daß technisch eine ständige Weiterentwicklung zu beobachten ist, eines aber haben alle gemeinsam: sie sind mit einer stets gleichbleibenden Liebe und Hingabe gemalt. Viele seiner Bilder erinnern an die alten Meister, an Dürer, Holbein und Cranach, die er — wie er selbst mir einmal erzählt — sich als Vorbilder schon in frühesten Jugend erwähnt hat.

Durch seine plastischen Arbeiten — schon von 1910 ab schuf Münch-Karlsruhe Entwürfe für die Karlsruher Majolikamanufaktur, später für die Meißner und andere Porzellanmanufakturen — hat der jetzt 50jährige sich ein plastisches Schauen angeeignet, das man bei vielen anderen Porträtisten vermißt. Seine Köpfe scheinen aus dem Raum herauszutreten. Es ist vielleicht sogar das Besondere an seinen Köpfen, daß sie vom Standpunkt des Bildhauers aus gesehen und gestaltet sind. Und wenn man vielleicht dem Maler und Bildhauer Münch manchmal den Vorwurf gemacht hat, daß er sich durch seine Arbeiten für Porzellanmanufakturen auf das Kunstgewerbliche abdrängen lassen, so ist dem doch entgegenzuhalten, daß durch diese plastischen Gestaltungen zweifellos seine zeichnerischen Leistungen gewonnen haben. Das hatte schon sein großer Lehrmeister Hans Thoma erkannt, als er Münch über ein von diesem radirtes Porträt schrieb: „Die Radierung ist meisterhaft, sie ist in jeder Hinsicht vollendet. — Alles, was ich seit letzter Zeit von Ihnen gesehen habe, zeugt von künstlerischem Ernst und von einem sicheren Talent, dem Sie sich wohl überlassen können, das Sie sicher leiten wird, ob Sie nun kunstgewerblich gehalten und auch erst später Bilder malen.“

Zum Schluß noch einige Worte des Künstlers selbst, die er kurz nach der Porträtierung des Reichsleiters Alfred Rosenberg niederschrieb: „Meine letzte zeichnerische Arbeit ist heute fertig geworden. Es ist das Bildnis des Reichsleiters Rosenberg. Ich habe den Denker und lautereren, klaren Menschen schildern wollen und ihn ohne Wertwerk, überlebensgroß und vom Standpunkt des Bildhauers aus gesehen, dargestellt. Raffinierte oder geschönte oder gar ausgeglichene Bildniszeichnungen liegen mir nicht, lehne ich ab. Ich interessiere mich lediglich für eine klare Widerpiegelung der Gesichtslandschaft und verfolge den Menschen von innen her zu packen. In äußerster Anspannung und Konzentration gelingt es meist, ein Bildnis in 1 bis 2 Stunden zu zeichnen. Photos und ähnliche Hilfsmittel lehnte ich von jeher ab.“

Münch-Karlsruhe steht heute auf der Höhe seines Lebens, das Dritte Reich hat ihm wieder die Möglichkeit gegeben, sich in seiner starken Veranlagung zu entfalten. Möge er weiter bleibende Werke echter deutscher Kunst schaffen. **Erich Teuber.**

Der 73 Jahr alte Fischer Josef Hegelmann Raus.



Altbürgermeister Sulger von Unteruhldingen



Der Maler H. Lotter, Reichenau (A. Teuber, Berlin)

Ein Gang am Abgrund

Erzählung von Richard Segau

Der Schnellzug Köln-Berlin braust durch das Havel-land. In einem sonst leeren Abteil zweiter Klasse arbeitet über Druckbogen am Fenster ein Mann mittleren Alters, glattrasiert, mit ausgeprägten Jügen und gewölbter Stirn.

Immer wieder fällt ein Schatten vom Gang her auf seine Papiere, verweilt, gleitet weiter, kehrt zurück — er achtet dessen nicht.

Aber allgemach wird er unruhig. Er streicht sich ein paar Mal über die Stirn, als wollte er etwas wegwischen. Schaut auch wohl auf. . . Seltsam — diese Augen, die da auf ihm haften, sie scheinen zu fragen, ob sie Hilfe von ihm erwarten.

Schon steht er auf dem schmalen Gang: „Sie sind mir nicht fremd. Aber im Augenblick entsinne ich mich nicht. . .“

„Ich sah gestern Abend, bei Ihrem Vortrag in Köln, unmittelbar vor Ihnen, Herr Professor Rebe.“

„Ganz richtig, — Medizinerin?“

„Rebe nein; — Sprechstundenhilfe.“

„Aun — das Thema Syphilis“, macht der Professor einen Versuch zu scherzen, „hat Sie gewiß nicht als persönlich Leidtragende angezogen?“

„Gottlob bin ich ferngeblieben. Oder vielmehr. . .“ Sie bricht ab. Ihr leichtes Lächeln erlischt in dem verführerischen Ausdruck von Vorwitz.

Anwandlung von Lebensüberdruß? auch es in Rebe auf. Er ist mit einem Schlag vollkommen Finghiater. Und seine wie zufälligen und rein plauderhaften Aeußerungen gelten nur dem Ziel, zu erkennen, was sich da verbirgt und irgendwie bedrohlich anmutet.

„Mein Gott. . .“, entfährt es voll Schreck Junge Holt. „Sind wir schon so weit?“ Und sie weist auf Häuserblocks, die draußen vorüberjagen.

„Da, das dürfte wohl Charlottenburg sein.“

Der Zug verlangsamt seine Fahrt.

Das junge Mädchen kämpft sichtlich mit einem Entschluß, der ihr schwer fällt. Ein paar Mal hebt sie zum Reden an. Argend etwas will sie noch rasch in Worte fassen. Aber sie bringt es nicht über die Lippen. Schon fährt der Zug im letzten Bahnhof ein.

Rebe gewahrte die Pein Jüges.

„Wenn Sie mich irgendwie brauchen, ich wohne Brandenburger-Tor-Spizis. Dort werde ich auch hinterlassen, wo ich sonst aufzufinden bin.“

Träger holten die Gepäckstücke.

Mit einem Händedruck verabschiedet sich Rebe.

Während er am Wagen auf sein Großgepäck wartet, tritt Junge Holt wieder auf ihn zu. „Ich glaube, ich heiße auch in Ihrem Spizis ab.“

„Gehen wir also zusammen“, forderte er sie auf. „In der Halle des Fremdenheims trennen sie sich.“

Aber kaum hat sich der Professor umgedreht, geht er wieder nach unten. Von einer verborgenen Ecke aus belauscht er — nicht ganz unfehlbar — ein Gespräch seiner neuen Bekannten mit dem Spizisangehenden, der die Fernsprech-Einrichtung bedient: „Es war nicht die richtige Verbindung. Ich sagte es Ihnen ja gleich.“

„Aber — verzeihen gnädiges Fräulein“ verteidigt sich die männliche Stimme. „Den Namen Ferdinand Spizinski gibt es nicht im ganzen Buch. Bitte, lesen Sie selbst. Hier — Spizinski — Siegfried — Dr. Siegfried Spizinski. Und hier steht ja genau: Frauenarzt und Spizura.“

„Also — doch!“ entfährt es Rebe halbglant.

Da hielt es die Augen offenhalten, damit kein Unglück geschah.

Er verläßt sein Versteck und macht sich in der Halle zu schaffen. Es dauert nicht lange, so erscheint auch Junge Holt, zum Ausgehen gekleidet.

„Schon so unternehmungslustig?“

„Vorläufig muß ich mich noch bezähmen. Ich erwarte noch ein Telegramm.“

„Wollen wir nicht zusammen eine Tasse Tee trinken?“ Es geht wie ein Aufstehen über das junge Mädchen. Dankbar nimmt sie an. Aber geprägt ist sie nicht gerade. Endlich betritt ein Telegraphenbote den Raum.

Das junge Mädchen zerstört das Papier mit schiefernden Händen. Sie liest, wird tönenbleich.

„Aun?“ fragt Rebe.

„A — mein Verlobter. . . Er wünscht — daß ich einen Spezialisten hier aufsuche. Und mir — mir widerstrebt es so sehr.“ Jedes Wort ringt sie sich mit Mühe ab.

„Er als Arzt hätte doch. . .“

„Ihr Verlobter ist ebenfalls Arzt?“

Sie nickt erschrocken, als hätte sie zuviel verraten.

„Aber natürlich — er will die Verantwortung nicht übernehmen.“

„Wieviele, Liebes Fräulein Holt, kann Ihnen mein Rat etwas nützen. Wir wollen in aller Gemütsruhe die Sache besprechen. Vor morgen vormittag kommt ja ein Arztbesuch gar nicht mehr in Frage. Zunächst aber verzeihen Sie einmal die ganze Geschichte. Wie wäre es, wir gingen in die Charlottenburger Oper? Kennen Sie den „Barbier von Bagdad“? Peter Cornelius? Ein musikalisches Kleinod. Hören wir es uns an; oder wenigstens einen Akt. Einverstanden?“

„Ja, dann muß ich mich aber noch ein bißchen schöner machen.“ Und schon ist sie verschwunden.

Das Telegrammblatt liegt noch auf dem Tisch, neben dem Teegeschir. Rebe greift danach. Der gute Zweck heiligt die Mittel. Was drahtet dieser Mensch? Vorname einerlei. Ist schon der Richtige. Wenn er nur zusage! „Ein roher Patron, ein gewissenloser!“ zischt Rebe zwischen den Zähnen hervor.

Das heitere Spiel vermag Junge Holt nicht zu fesseln. Je weiter es fortgeschritten, um so unruhiger wird sie. Schließlich flüster sie Rebe zu: „Sehen Sie nicht böse, Herr Professor! Aber ich kann nicht — mehr bleiben. . . Krämpfe. . .“ Und sie verläßt schwanfend die Loge; Rebe, ihr zur Seite, reißt ihr den Arm.

„Ich werde Sie jetzt nach Hause bringen.“

„Bitte, bitte — nur das nicht!“ flüstert Junge. „Geben wir noch irgendwohin, wo wir ruhig plaudern können. Verlassen Sie mich nicht!“

In einer vornehmen, kleinen Gaststätte des Tiergarten-viertels läßt sich das ungleiche Paar nieder. Gedämpft leuchtet die Lampe vom Tisch der lauschigen Ecke.

Der Professor ruht nicht, ehe seine Schutzbesoffene einen ordentlichen Ambix zu sich genommen hat. „Und nun — keinen Mokka — sondern einen kleinen Schlaf-trunk.“ Schon erteilt er dem Kellner seine Anweisungen.

„Sie sind so gut zu mir — aber vielleicht — wenn Sie wüßten — Sie blieben nicht einen Augenblick länger in meiner Gegenwart. . .“

„Ich weiß — oder glaube zu wissen, was Sie bedrückt.

Saben Sie doch Vertrauen zu mir. Sprechen Sie sich getrost aus. Als guter Freund will ich Ihnen helfen. . .“

Mit plötzlichem Entschluß, als könne sie nur einem ganz nahe verbundenen Menschen diesen Einblick in ihr geheimnisvolles Erleben gewähren, reißt sie Rebe die Hand und sagt schlicht: „Weißt du — es ist so namenlos schwer für ein junges Mädchen — das einzugehen. . .“ Plötzlich bricht es verzweifelt aus ihr hervor: „Man hat ja doch niemanden, keinen einzigen Menschen. Mutter-selbstallein muß man alles mit sich selbst abmachen; am besten — man wäre nicht mehr — alles hätte ein Ende. — Und es ist nicht Freiheit, wenn. . .“

„Kind — Kind“, beschwichtigt Rebe das aufgeregte Mädchen. Die zarte Liebesjung, mit der er ihre Hand streichelt, beruhigt sie.

„Man gehe leichter diesen dunklen Weg — glaube mir — als das man. . . Ich bin gesund, ich sehe mich nach dem Kind — und darf es nicht behalten. . .“ Keuschend schweigt sie.

„Und warum — in aller Welt — sollst du es nicht behalten dürfen?“

„Das fragst du? — Und mein guter Ruf. . .?“

„Aun — entweder — oder! — Wenn ihr jungen Leute schon nicht warten könnt oder wollt, bis ihr vor aller Welt Mann und Frau seid — ja, dann müßt ihr schließlich auch ehrlich für das einstehen, was ihr tut und für die Folgen. Sonst ist eure ganze vielgerühmte Vortur-reisfreiheit im Grunde nichts als Lüge. Was ihr da im Sinn hattet, davon darf keine Rede sein. Der Zustand ist doch wohl schon ziemlich vorgeschritten?“

„Junge nicht. Die Hälfte der Zeit dürfte vorüber sein.“

„Was für ein Wahnsinn! Nein, ein Verbrechen wäre es — Selbstmord.“

„Um so besser.“

„Rebe nicht. . .! Ein Gefäß wie du — zur Mutter geboren. — Schäm dich. . . Gibt es denn ein herrlicheres Weibeslos? Denk daran, was viele Frauen sich vergeblich danach sehnen. Willst du das Schicksal herausfordern? Daß du am Ende zum Krüppel wirst? Ein anständiger Arzt gibt sich nicht in deinem Falle zu dem Eingriff nicht her. Auf solche Elemente bist du angewiesen. Denk einmal daran, in was für eine Höhle von Jogen-nannter Klinik du geraten magst! In die Hände welcher Pflegerinnen und der Erlösa? Man verprügelt dich; du trägst einen Denkfessel für dein Leben davon; am Ende siehst du dahin; wirst nie mehr gesund; hast dir selbst das Glück auf Kinder vererbt. . . Es kann aber noch schlimmer kommen. Die Polizei hat ein nachflames Auge. Stell dir vor, in was für abschuldige Dinge du verwickelt werden könntest — Gerichtsverfahren, Verurteilung, Gefängnis. . .“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Ja — dann könntest du fragen: mein Ruf, meine armen Eltern, meine Zukunft.“

„Was soll ich aber um Himmels willen nur tun?“

„Mit deinem Verlobten noch einmal ernsthaft reden.“

„Ist ja alles schon gesprochen.“

„Ihr seid doch ehrlich entschlossen, euch zu heiraten?“

„Selbstverständlich; sobald ich es schaffen können.“

Abends hatte ich eine Weile mit einer Kameradschaft der Junker zusammengesessen, frischen, lustigen, aufgeweckten jungen Kerlen, denen ich mitten in der Fröhlichkeit des Abendhospizes einen selbstzerstörerischen Ernst ansehen konnte. Später hatte man mir noch die Würderei der Burg gezeigt, deren vorläufige Unterbringung dem fleißigen Bibliothekar noch viel Arbeit machen wird, und wir hätten lange über Bücher gesprochen. Aber ganz spät war ich noch einmal hinausgetreten aus meiner kleinen Wohnung auf den stillen Hof der Burg in die Nacht. Und wie ein großes Glück war die Einsamkeit über mich gekommen, diese felsame, weite Einsamkeit des deutschen Diensts. Die Luft war eifig; es hatte ein wenig geschneit, kaum daß ein weißer Hauch über der Erde lag, und die Sterne funkelten, wie mir schien, anders als im Westen und Süden meines Vaterlandes. Mir war, als spüre ich den Atem Osteuropas, die Wälder und Stämme Polens und Rußlands, das dunkle dämonische Geheimnis asiatischer Steppen und Wälder.

Mit dem tiefen Gefühl dieser Einsamkeit unermeßlicher, wenig bevölkerter Landweiten ging ich zu Bett. Noch in den Träumen sah ich mich reiten, wie ich einst vor Jahrzehnten über die Hochebenen Mexikos geritten war, die Unendlichkeit im Herzen. Nun aber ritt ich gen Osten, ritt durch Landschaften, wie ich sie am Nachmittag auf der Fahrt gesehen hatte, aber Sägel mit scharfem Gelb, zwischen Gruppen schlanker Birken, auf grünen, aufgeweichten Wegen an dunklen Tannenwäldern vorüber, durch nachtschöne Schneebänke, dem Wind entgegen, vorbei an Holzlagern mit drei nebeneinandergepaarten struppigen hellmähigen Säulen, an blinkenden Seen hin, die still in weiten Gründen glänzten, während der Wind im rotbraunen dünnen Gleichlauf der Büsche raschelte, und einmal lag ich plötzlich die Sonne, wie ich sie abends zuletzt gesehen hatte, grell wie Welfing am Rande der blaueschwarzen Wolfenbank, und obwohl ich die Liebe zu den Rheinlandschaften, den Landschaften meiner Ähnen und meiner Kindheit,

„Aber das könntet ihr doch. Er ist Affizienzarzt, nicht wahr?“

„Junge neigt ägernd den Kopf. „Kästen wir eine Land-praxis — an mir sollte es gewiß nicht fehlen. Aber das ist ja nicht aufzutreiben. Dazu gehört Kapital.“

„Hätte denn dein Verlobter aufs Land?“

„Er wünscht sich nichts anderes — wie ich selbst ja auch.“

„Also — Liebes Kind — so laß mich doch einmal mit ihm reden. Du wirst sehen; alles wendet sich zum Besten. . .“

„Was wäre auch gewonnen? Die Eltern müßten ja doch erfahren, wie es jetzt um mich steht.“

„Sie werden sich damit ausföhnen.“

„Die Mutter vielleicht — der Vater niemals. . . Denn nur. . . er — in seinem geistlichen Amt. . . dem nichts so heilig ist wie das Mädchenum seiner Töchter. . . Darüber käme er nie hinweg. . .“

„Würde es ihn aber nicht noch viel härter treffen, er-führe er später, daß seine Tochter so wenig Vertrauen zu ihm besaß, so wenig Vertrauen zu seiner Liebe und Vater-güte, daß sie ihn doppelt hinterging?“

„Junge Holt schweigt bedrückt.“

„Ich kann mich recht wohl in seine Lage verliehen“, fährt Rebe fort. „Wenn etwa mein Kind zu mir käme und mir geschäme, es sei ihm ergangen wie dir — gewiß, es täte mir bitter weh. Aber schließlich sind wir Eltern dazu da, unseren Kindern zu helfen, sie auf den rechten Weg zu führen. Mein größtes Glück, Mädchen, ist es, mein ganzer Stolz, wenn ich gewahre, daß meine Kinder mit allem, was sie erfüllt, zu mir kommen, daß sie mich als echten, guten Lebensamerde behandeln. Laß mich auch mit ihm reden. Darf ich?“

„Ich — werde es selbst — versuchen. . .“, sagt sie tapfer in plötzlicher Ueberwindung.

Sie ist ruhig geworden. Der Gang hat sie wohl auch recht schaffen müde gemacht. Nun kann Rebe sie getroßt in das Spizis zurückgeleiten. Sie wird Schlaf finden. Und am nächsten Morgen muß sich alles weitere von selbst ergeben.

Es ist etwa drei Jahre später.

Ein großer Wagen rollt in das kleine Schwarzwaldfstädtchen ein und hält vor dem Arztshaus.

Noch ehe der Fahrer aus dem Wagen herausgeklettert ist, tut sich das rebenunmüherige Orientor auf.

„Ma — endlich“, jubelt eine junge Frauenstimme. „Ränge hast du auf dich warten lassen, Professor.“ Und eine kräftige Hand umschließt die Rebes.

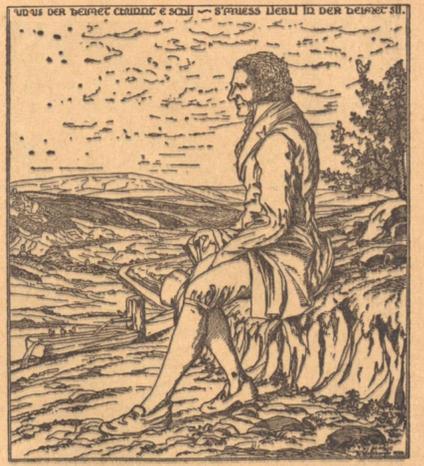
„Wahre mir doch das Schwesterchen meines Paten-kindes ansehen. Siehst ja schon recht frohig dein, mein Schatz“, und er lächelt dem kleinen Geschöpfchen auf dem Arm der Mutter die Wangen. „Nicht hast ihr es da“, staunt er, als er den Garten betritt. „Und — er klebt sie sehen. Auf einem kurzgeschlittenen Falen schaukelt ein drohlicher Junge das hülgere Pferd, glückseligen Gesichts, die großen blauen Augen weit geöffnet. „Das also. . . der herzige Blondkopf?“ Rebe eilt auf ihn zu und hebt ihn hoch. Der kleine Knabe schaut den Fremden unwillig erkannt an und zieht die Lippen kraus.

„Will dich in deinem Spiel nicht stören.“ Und Rebe setzt ihn auf sein stolzes Knie zurück. Und im Weitergehen meint er: „Aun — und wenn dieser prächtige kleine Kerl nun nicht wäre. . . sag, Junge. . .“

Die junge Frau wird über und über rot. „Erinnere mich bitte nicht daran. Das war ein schauerlicher Gang am Abgrund, und nur du. . .“

Der Professor wehrt ab.

„Du hast deine Güte nicht an Menschen vergeudet, die



Hebel
Zeichnung von Karl Wolfsberger.

ihrer nicht wert sind. Aber ordentlich böse waren wir schon, daß du die ganzen Jahre nicht den Weg fandest. Von Freiburg in unser Tal ist doch wahrlich nicht weit. Gleich muß es Ernst erfahren. Er hat noch Sprechstunde.“

„Störe ihn nicht.“

„Da ist er schon — als gute Hausfrau. . .“ Und sie eilt hurtig davon.

Nicht ohne Verlegenheit kommt der junge Arzt dem Aelteren entgegen.

„Ich kann so viel Glück noch immer nicht fassen. Und weiß; es braucht noch lange Zeit, bis ich es mir auch nur einigermaßen verdiene. Am guten Willen fehlt es nicht.“

„Weiß ich, weiß ich.“

„Jetzt braucht mich keiner mehr kommen zu lassen, um mir die Leuten zu lesen. Jetzt kenne ich meinen Weg. Weich der Feufel, was mich damals ritt. Mir gram, wenn ich daran denke, was für ein Unheil mir damals mit einem Schlag hätten anrichten können. Daß wir danor bemahrt blieben, den Dank dafür werden wir noch schwerer je abtragen können als den für unser Leben hier.“

Eine Männerstimme rief aus dem Hause: „Ernst! Ernst!“

„Mein Schwiegervater ist bei uns zu Gast.“

Und schon erscheint die Gestalt eines hochgewachsenen Greises im gelichen Gewand unter der Tür. „Man verlangt in Gütach nach dir. Am Bräuberhof. Eine Geburt. . .“ Erst jetzt gewahrt der Pfarherr den Gast.

„Ah. . .“

„Ja, er ist es, Vater.“ Und nachdem er die beiden Herren befannt gemacht hat, eilt er davon.

Der Alte hält die Hand Rebes in der seinen. „Gottes Segen ruht sichtbarlich über diesem Bunde und auf diesem Hause.“

Abend und Morgen am Krössinsee

Von Otto Smelin

Abends hatte ich eine Weile mit einer Kameradschaft der Junker zusammengesessen, frischen, lustigen, aufgeweckten jungen Kerlen, denen ich mitten in der Fröhlichkeit des Abendhospizes einen selbstzerstörerischen Ernst ansehen konnte. Später hatte man mir noch die Würderei der Burg gezeigt, deren vorläufige Unterbringung dem fleißigen Bibliothekar noch viel Arbeit machen wird, und wir hätten lange über Bücher gesprochen. Aber ganz spät war ich noch einmal hinausgetreten aus meiner kleinen Wohnung auf den stillen Hof der Burg in die Nacht. Und wie ein großes Glück war die Einsamkeit über mich gekommen, diese felsame, weite Einsamkeit des deutschen Diensts. Die Luft war eifig; es hatte ein wenig geschneit, kaum daß ein weißer Hauch über der Erde lag, und die Sterne funkelten, wie mir schien, anders als im Westen und Süden meines Vaterlandes. Mir war, als spüre ich den Atem Osteuropas, die Wälder und Stämme Polens und Rußlands, das dunkle dämonische Geheimnis asiatischer Steppen und Wälder.

Mit dem tiefen Gefühl dieser Einsamkeit unermeßlicher, wenig bevölkerter Landweiten ging ich zu Bett. Noch in den Träumen sah ich mich reiten, wie ich einst vor Jahrzehnten über die Hochebenen Mexikos geritten war, die Unendlichkeit im Herzen. Nun aber ritt ich gen Osten, ritt durch Landschaften, wie ich sie am Nachmittag auf der Fahrt gesehen hatte, aber Sägel mit scharfem Gelb, zwischen Gruppen schlanker Birken, auf grünen, aufgeweichten Wegen an dunklen Tannenwäldern vorüber, durch nachtschöne Schneebänke, dem Wind entgegen, vorbei an Holzlagern mit drei nebeneinandergepaarten struppigen hellmähigen Säulen, an blinkenden Seen hin, die still in weiten Gründen glänzten, während der Wind im rotbraunen dünnen Gleichlauf der Büsche raschelte, und einmal lag ich plötzlich die Sonne, wie ich sie abends zuletzt gesehen hatte, grell wie Welfing am Rande der blaueschwarzen Wolfenbank, und obwohl ich die Liebe zu den Rheinlandschaften, den Landschaften meiner Ähnen und meiner Kindheit,

im Herzen trug, spürte ich etwas die Erinnerung, wie das laute Glück der Erinnerung beim Anblick des deutschen Ohlandes. Ich spürte alles: die Lodung und die Gefahr, die Aufgabe und die Beglückung, die aus ihr kommen konnte.

Aber am Morgen erwachte ich aus tiefem Schlaf, als man mir das Frühstück brachte. Die Sonne schien in mein Zimmer; alles Weiche war verschwunden. Ich ließ das eilige Wasser über die Haut strömen und es war mir wie ein Sinnbild in seiner Kälte und Klarheit. Zwanzig Minuten später stand ich auf dem großen Burghof. Die Spur Schnees war schon wieder verweht, aber der Tag war wunderbar hell, und glänzte über der großen Himmel im klirrenden Blau, unter dem ein paar Wölflchen wie Schwäne mit ausgepumpten Flügeln leicht und flaumig hingelagert. Ich stieg die staden Stufen zur Ehrenhalle hinauf, deren dickes dunkles Schilddach auf wichtigen schlichten Bruchsteinpfeilern ruht wie das einer allgermanischen Halle. Auch jetzt lag wie in der Nacht die große Einsamkeit stiller Weiten über den niedrigen Burgebänden und dem welligen Land. Ueber das sandige Baugelände schaute ich hinaus auf flache Hügel, die sich hintereinander stiechen wie erstarzte, langgestreckte Wellen. Vilarbene-Gebölge wechselten mit dunkelgrünen Tannen- und Kiefernwäldern. Weiter draußen schwingen sich blaue Acker, in deren Furden noch etwas vom Schnee des Abends übrig geblieben war, um einige an den Gang geleiteten rötlichen Ziegelgehöfte.

Dann wandte ich mich hinunter zur breiten Mittelstraße, die zwischen dem Kameradschaftshäusern ungefähr gen Osten zieht. Und jetzt erit, weil auch hier die niedrigen Gebäude den Himmel in seiner ganzen großen Wölbung freigeben, überkam mich das Glück des Morgens, der wie ein kalter, klarer Kristall in seiner jungen Reinheit und Strenge um mich stand und in mich selbst hineinwirkte. Ich kam an das Ende der breiten Straße und sah den See vor mir liegen. Im Schein der frühen Sonne glänzte er matt wie Aluminium; an seinen Ufern nucherten otergelbe Schilfwälder. Saßgelbe Hügel mit Weide und dunkelblaugrüne Wälder standen schweigend um die unbeweglichen Wasser, an deren Rand dünnes Eis splitterte. Ohne mich zu rühren, verweilte ich lange und schaute ins Land hinaus, in die kalte Helle. Und mir war, als könne ich weiterssehen, viele, viele Meilen weit gen Osten, über Hügel und Wälder, Seen und Wasserläufe, braune Felder und die Moore. Es geschah nichts; nur einmal flogen ein paar Krähen über den Wald mit unruhigem Flügelgeschlag.

Ich ließ die Gedanken in mir gehen wie Träume; sie waren leicht und kühl und wurden wie von selbst immer reiner und deutlicher. Davon entstand eine große Sicherheit in mir und eine stolze Freude ging davon aus. Als ich lange so gedanken und der kalte Nordwind um meine Schläfen geweht hatte, kehrte ich entschlossen um. Ich begab mich zur Festhalle, um zu den Junkern zu sprechen.

Da LACHT der STIEFEL

Badische Kurzgeschichten von Klara-Maria Frey

Achtung, es schießt!

Die badische Sprache hat ihre tiefgewaltigen Eigenheiten. Wehe dem Fremdborn, der keine deutschen Dören nicht spricht! Er rennt in manchen lächerliche Mißverständnisse.

Am Strandenhaus zu R. herrschten treue, fleißige Schwätzer, die nicht so bald von Sprache, Art und eigener Meinung abließen. Der neue Stationsarzt kam aus Norddeutschland. Er merkte mit pflüger Verachtung bald, daß Vorbanne Gardinen waren, daß man hier nicht nur wo, sondern auch wohin lag und stand. Er wurde jäh belehrt, daß die badischen Fäße von der Rechten bis zur Linken reichten, daß die Fußspanne Weihen hieß und daß dann und wann jemand oder etwas „hin-gerichtet“ wurde. Stündlich nahm der Medizinmann wahr, daß beschädigte Dinae als „geleitet“ bezeichnet wurden, und daß den und jenen besondere Speisen „annadeten“. O, der Herr Doktor pakte auf wie ein Dektlemader (auch dies Wort lernte er neu!) und lachte über manchen „Dafetas“ a. D. darüber, daß Schwelade, Butler und Rebe badischerweise gelegentlich männlichen Geschlechts auftraten. Und sonst und in der Hauptsache zeigte sich der neue Arzt fleißig und bereit und für seine Patienten auf das Beste be-

dacht. Zwar — die Schwester Niska war oft anderer Meinung, breimte manchen Befehl geschickt um. A. D. beagete sie dem herrlichen Fensteraufreißer des Arztes manchmal mit mütterlicher Abwehr und gönnte nur einen offenen Spalt, wo eine Total-Aussperung gemeint war. Solche Eigenart unterließ der Schwester natürlich nur, wenn ihr Wächterblick irgendwo für irrenden Gefähr und Verlust fürchtete. Einmal, nach des Doktors Abendrunde, fand gerade lenes Fenster offen, das, wie Schwester Niska wüßte, alsunah dem nächsten Bett eingelassen war

und dessen Kissen zudem nach innen standen. „Anerkaupt!“ lüchelte sie vor dem Doktor ihre Rebe zu Ende. „des Fenster ist soviel lebensfähig, wenn's aufsteht. Do schießt noch emol einer neil!“ U, da machte der Mann im weißen Kittel arabe Augen. „Schieben, nann, wer erlaubt sich denn. . .?“ Und dann gab's ein knallendes Gelächter, bis dem Arzt aufging, daß solches „Schieben“ weder mit Müßel, noch mit Bulver, Gewehr und Pistole erfolgte, sondern eretanistals einzig und allein mit dem badischen Schäd-

Mißverständenes Badisch

Schon im Kriege, den wir erleben, geschah es, daß — allerdings monastlähig durch die Notigung der militärischen Zeit — die deutschen Stämme einander nahe kamen. Mit der Verkündigung haperte es zwar da und dort, wie es die herrlich verschiedenen Mundarten mit sich brachten.

Ein ostpreussischer Soldat ward eines Tages in einem Markgräflichen Dorf einquartiert. Verhand man ihn noch einigermachen, so hatte jedoch der frohblonde Pfälzländer seine plägende Not, bis er den all-gemein deutschen Kern aus den ur-

higen Stacheln heraus mit den Dören schwächen konnte. Manches mag unverstanden an seinem Graps vorbeisprechen worden sein. Fremd man doch nach seinem plötzlichen Aufbruch einen angefangenen Brief auf seinem Tische liegen. Im Briefe stand: „. . . merkwürdige Namen und Wörter hört man hier. Die Kagen a. B. nennt man Goshabe.“ Die es lasen, heulten schier vor Lachen! Der Diktirende hatte den häufligen Befehlshauer an das herum-geliehende Kantenwolf (Goshabe = Gesh du runter!) für dessen seltsamen Namen gehalten.

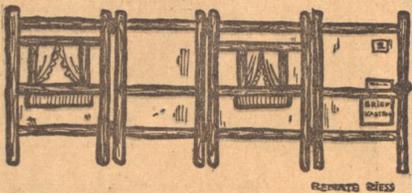
Unser Kinderhaus

Der Weg zur Meisterhausfrau

Ein Brief zu ihrer Ausbildung und Leistung

Das das Familienwohnzimmer, in dem ein dem Stille-
hen entwachsenem Kleinkind seinen Zartendrang folgt,
nicht so korrekt aussieht wie ein bei der Musikschule im
Waldesgraben, verheißt sich von selbst, und die junge Haus-
frau und Mutter ist auch zu allerlei Angelegenheiten froh
bereit. Wir wollen ja nicht zu Sklaven unserer „Kleinen“
Wohnung werden und wollen dies erst recht nicht von
unseren Kindern verlangen, denn wieviel Leben, Schöp-
ferkraft und Phantasie würde dadurch in ihnen unter-
drückt und vielleicht allmählich abgetötet. Aber mander
Konflikt ergibt sich doch aus der verschiedenartigen Auf-
fassung von Mutter und Kind über Ordnung und Zweck
des Wohnzimmers, dessen Möbel das Kleinkind oft ein
Krautwurzeln-Dasein bereitet.

Von einem bewährten Helfer aus solchen Nöten —
einem Spielgerät, dessen die Kinder niemals überdrüssig
werden — einem gebelmen Mitzerspieler, will ich deshalb
erzählen: von unserem Kinderhaus!



Die die Stange selbst besteht es aus einem einfachen,
viereckigen Rahmen, der mit geringen Kosten an-
fertigen oder von bautechnischen Vätern selber in belie-
biger, den Raumverhältnissen entsprechender Größe her-
stellen läßt. Ein Holzgestell gibt ihm Stabilität und
Widerstandskraft; denn sie sind unbedingt notwendig,
daß die größeren Kinder ihr Kinderhaus auch mit in den
Garten oder auf den Hof mitnehmen können, wobei der Transport
oft nicht allzu glimpflich verläuft. Die vier einzelnen
Teile des Gestells sind durch kräftige Scharniere mit-
einander verbunden, so daß man dem „Haus“ beliebige
Formen geben und es zum Wegstellen eng zusammen-
klappen kann. Durch ein paar Dielen und Kängestellen
sowie abgemessene Bretchen werden Fensterlöcher geschaf-
fen, die dem Kinderhaus einen feineren Charakter verlei-
hen. Nachdem man das Holzgestell gebohrt oder ange-
schrieben hat, benagt man die vier Rahmen von der In-
nenseite her mit rot gefärbter Pappe, die man sich vorher
nach Maß aufschneiden ließ. Auch die Fensteröffnungen
läßt man sich am besten gleich mit ausschneiden, da
wohl oft das dazu notwendige Handwerkzeug fehlt. Als
Umschluß des oberen Pappandes zeichnet oder klebt man
ein charakteristisches Bild an, der Formen- und Far-
bestimmung der Kinder dauernd beeindruckt und weiterbildet.
An einem der äußeren Rahmen, der in seiner Bewe-
glichkeit als Tür fungieren kann, schraubt man Dreie-
cken, Rechtecke und Kreise an. Zum Schluss hängt man
noch Gardinen auf abnehmbaren Metallhängen an
den „Wohnraum“ des Kinderhauses über den Fenster-
öffnungen auf, und nun wird eine Zimmerdecke, in der
Kindertafeln, Aufhänger und Spielkarten ihren Platz
finden, auf der von der Mutter gewählten Grenze da-
mit umstellt, und das erste glückliche Bestehen kann
seinem Beginn ins Eigenheim halten.

In voller Freiheit darf dort ausgekratzt, gebohrt,
gebastelt und geschraubt werden; nur muß man von An-
fang an darauf halten, daß die gegebenen Grenzen respektiert
werden, und dies gegebenenfalls durch gelegentliche
Entziehung anderswo umherliegenden Spielzeuges er-
zwingen und ins Kinderköpfe einprägen. Die Not-
wendigkeit, vor dem Schlafengehen Ordnung zu schaffen,
wird dem auf sein Recht beschränkten und dafür verant-
wortlichen Kinde viel einleuchtender erscheinen als bis-
her; ist doch nur dann am nächsten Morgen Platz zu
neuem Spiel.



An einem Tage sieht die Puppenmutter aus dem
Fenster, ob „ihr“ Vater noch nicht aus dem Dienst kommt,
am nächsten Tag werden beim „Stadtschachspiel“ die
entschiedenen Bücher dort hindurchgeschickt, oder ein hüner

diesem „Schalter“ lebendes Kind verkauft Fahrkarten.
Ein Laden mit Warenansgabe wird im Kinderhaus er-
öffnet, ein Eisenbahnmodell entsteht hinter seinen Wänden,
und das „Güterverkehrsamt“ durch die „Kleinfahrer“ des
Baus wird eine äußerst beliebte, wenn auch unwillkür-
liche Gummistiftübung. Beim Kaiserstuhl besetzen die
Kinder ihre primitiven, selbstgebastelten Kutschen mit
Reißhölzeln am oberen Kinderhausrand und den über-
stehenden Seiten. Zum Spiel treten sie hinter das Haus
und können dort ungestört, in aufrechter, ungezwungener
Stellung ihre Kasperleppchen regieren.

Wenn Mutter Besuch bekommt, macht er sichtlich auch
einen Extrabesuch im Kinderhaus, und sitzt gemütlich mit
auf den Kinderbänken, und wieviel wichtige Beobach-
tungen und Gesichtspunkte erzählt man sich dort mit seinen
Spielgenossen! Wie herrlich heimlich lassen sich in seinem
Schutz schöne Arbeiten basteln; womöglich sitzt Mutter
dabei handarbeitend vor dem Kinderhaus und erzählt
einem noch die schönsten Heimatsgeschichten dazu!

Wald ist das Kinderhaus gar nicht mehr aus dem Be-
den der Kinder wegzudenken; denn da es kein „Spiel-
zeug“ ist, sondern einrichtlich nur ein Hilfsgerät
ist, regt es Phantasie und Tätigkeitsdrang der Kinder
daneben an. Unmerklich gewöhnen sie sich daran, ihr
Spiel dem vorhandenen Raum entsprechend zu planen
und einzurichten — sich zu beschließen! Der gewohnte An-
blick eines geordneten Wohnzimmers wird ihnen zur
Selbstverständlichkeit, und das heranwachsende Kind fühlt
sich mitverantwortlich und stolz auf die behagliche Säus-
lichkeit, und sie wird auch ihm dadurch zum Bedürfnis.
Selma Jellmer-Wink.

Was soll unsere Tochter werden?

Die Kinderärztin

„Der Onkel Doktor kommt heute!“ Welch eine erfreu-
liche, tröstliche Nachricht für unsere kleinen Patienten
und nicht minder für die besorgte Mutter. Ist aber der
Onkel Kinderarzt gar eine Tante Doktor, so ist's ein-
ziglich noch angenehmer, eine Tante ist eben doch ein
„fremder Mann“, gegen den sich unsere kleinen Trös-
telchen manchmal recht ablehnend verhalten. Aber auch
manche Mutter vertraut ihre Sorgen ungezwungener
der Frau oder Freundin Doktor an.

Also: „die Tante Doktor kommt heute!“ Es umgibt
sie genau wie ihre männlichen Kollegen, ein Zauber von
erhöhter Sicherheit und freundschaftlichem Verhältnis,
wenn sie ins Zimmer tritt, die Mutter befragt, einen
mit ernstem Gesicht beiläufig, besorgt, behorcht, be-
trübt, sich schließlich noch in eine herzliche kleine Unter-
haltung einläßt (obwohl sie es willig hat) bei der man
dann doch einmal lachen muß, wozu man vorher so ei-
genlich viel zu traurig war. Wenn man erst wieder lachen,
so geht es schon ein bißchen besser, schließlich die komisch
schmeckende Medizin läßt sich nun nehmen und manche
notwendige Unbequemlichkeit besser ertragen. Hat man
aber vorher sich gewünscht, der Doktor möchte doch lieber
in den Graben oder in ein großes Wasser fallen als das
Haus betreten, so ist man mit der „Tante“ doch einig-
maßen veröhnt und schon gespannt, wie es nun wohl
das nächste Mal wird.

So verhält sich das Kind zur Tante Doktor und mit
der Zeit werden die Beziehungen recht freundschaftliche,
vertritt sie doch, wie der Kinderarzt überhaupt, in vieler
Beziehung die Stelle des Hausarztes. Meist kennt sie ja
die Kinder der Familie vom jüngsten Säuglingsalter an.
Sie hat die junge, unerfahrene Mutter beraten, sie kommt,
wenn eines der Kinder krank ist und wird gefragt, wenn
es gilt, Krankheiten vorzubeugen; in mancher Erziehungs-
frage gilt der Kinderärztin Rat. Und Arbeit dem Kinde
einmal wirkliche Gefahr, so wird in ihre Hand der ver-
antwortungsvolle Kampf um das Leben des geliebten
Kindes gelegt.

Die Sorge um das Wohl und Befeh des in gefunden
Tagen so trübseligen kleinen Wirtchens ist es ja gerade, die
unseren Beruf menschlich so reich und dankenswert macht.
Wer einmal als Kinderärztin in der Praxis, oder als
Assistentin in Kliniken und Krankenhäusern gearbeitet
hat, der hat erfahren, wie uns unsere schwerkranken
kleinen Schützlinge wie eigene Kinder ans Herz wachsen
und daß es kaum etwas Schöneres gibt, als das dankbare
Lächeln der Mutter, der wir ein solches Kind wieder heil
und gesund in die Arme legen dürfen.

Vielfältig genug sind auch die auf dem Gebiete der
Gesundheitsführung und Gesundheitsberziehung besonders
dem Kinderarzt zufallenden Aufgaben: die Säuglings-
beratungsstellen, die ärztliche Mitarbeit in der P.D. und
P.M. in der Kindererziehung und Kinderverpflegung der
P.S.B., in der Mütterberatung und der Schulung unserer
heranwachsenden jungen Mädchen in den Fragen der
Säuglings- und Kinderpflege. Hier ist ein Gebiet, auf dem
die Kinderärztin, die verheiratet ist und um ihrer Fa-

milie willen die kräftige Praxis aufgegeben hat, noch
Wesentliches leisten kann. Nicht nur in der eigenen Fa-
milie, in der Gelernterhaltung und vernünftigen Erzie-
hung ihrer Kinder soll sie beispielgebend sein, sondern
darüber hinaus noch in der Beratung und Erziehung
ihrer Volksgenossen tätig sein. Sie kann ihre Erfah-
rungen und Kenntnisse dort aufs glückliche verwenden,
erfahren als Ärztin und als Mutter.

Für den Arztberuf haben Frauen von je eine gewisse
Eignung und Neigung mitgebracht: gute Beobachtungs-
gabe, Einfühlungsvermögen in die Lebens- und Krank-
heitsvorgänge, mütterliche Geduld und praktische
Hilfsbereitschaft; diese ausgedehnten weiblichen Eigen-
schaften gepaart allerdings mit einer guten Portion Mut-
terwitz, Entschlußfähigkeit und nicht zuletzt mit Körper-
licher Leistungsfähigkeit.

Der Ausbildungsengang umfaßt das sechsemestrige Stu-
dium, ergänzt durch praktische Arbeit in den Ferien. Die
eigentliche Fachausbildung wird in der vierjährigen As-
sistentzeit an verschiedenen Kliniken und Krankenhäusern
erworben. Eine vielseitige und intensive Vorbildung aus
der geschult durch Beispiel und eigene Erfahrung die
Kinderärztin hervorgeht.

Dr. Käthe Roether.

zumachen, dann foltest Du Dich keinen Augenblick be-
sinnen. Ich glaube bestimmt, daß Du genau dieselbe
Freude dabei hast, wie alle Kursteilnehmerinnen
hier. Denn abgesehen davon, daß wir ganz intensiv
arbeiten, ist auch der Ton zwischen all den Frauen und
Mädchen und das Verhältnis zu unseren Lehrerinnen so
herzlich und froh, wir alle haben eine solche schöne Kamer-
adschaft untereinander, daß das sicher auch für das per-
sönliche Leben einer jeden eine große Bereicherung be-
deutet. All die verschiedenen Erfahrungen, die eine jede
in ihrem Haushalt macht, oder schon gemacht hat, wer-
den da besprochen. Es sind ja Ältere und Jüngere
unter uns, solche mit viel und solche mit wenig Erfah-
rung, aber alle haben wir die gleiche Idee, selbst noch
möglichst viel zu lernen und von dem Gelehrten dann
im Interesse des Ganzen wieder an andere weiterzu-
geben. Damit können wir als Hausfrauen und Mütter
unser kleines Teil dazu tun, daß das Werk des
Führers, die Geländung und Erziehung des deutschen
Volkes, sein Gelingen haben wird.

Das Arbeitsprogramm dieses zweijährigen Kurses
umfaßt alles, was man für eine gute Haushaltsführung
wissen und können muß: Nähen, Sticken, Stopfen, Haus-
haltspflege, Waschen, Bügeln, Fleinagen, natürlich auch
Kochen, Erziehungs- und Ernährungsfragen werden
immer in einer theoretischen Stunde behandelt. Wir kom-
men einmal in der Woche einen ganzen Nachmittag zu-
sammen und sind nun im ersten halben Jahr erst einmal
mit Nadel und Faden und an der Nähmaschine tätig.
Jede hat sich schon eine Haushaltsfächer genäht, bei deren
Anfertigung wir praktische und unpraktische Formen
unterschieden lernten. Man zeigte uns, wie man durch
einfachste Mittel und geringsten Aufwand an Zeit, ohne
große Kunst, eine solche Schürze verzieren kann, nur in-
dem man durch verschiedenartige Verteilung einfacher
Stiche das Stoffmaterial immer wieder zu neuer Wir-
kung bringt. Auch ein Wäschebild haben wir uns schon
angefertigt, und ich bin sehr stolz auf mein duftiges,
selbstgeknüptes Wäscheband. Das Wichtigste aber ist wohl
all das Sticken und Stopfen mit Hand und Maschine
an den verschiedensten Stoff- und Gewebarten. Es hat
da am Anfang manchen Senker gegeben, wenn der
Nädel nicht kerngerade, sondern etwas wackelig ge-
riet, oder wenn der Stoff so „blöde“ war, daß er an den
Ecken ganz unvorsichtsmäßige Falten schlug.

So könnte ich Dir noch vieles Weitere und Interessante
erzählen, und ich werde Dir auch bestimmt in einiger
Zeit wieder einmal von unserer so schönen Arbeit be-
richten.

Dir selbst aber rate ich nur: Mache es uns noch und
besuche den ersten Meisterhausfrauenkurs, der bei Euch
einrichtet wird. Du wirst sehen, welche große Freude
es Dir machen wird. Und nicht nur, daß Du Dein kleines
Mädel einmal zu einer ganz perfekten Hausfrau erziehen
kannst, daß jede Hausgehilfin bei Dir hauswirtschaftliche
Tätigkeit in jedem Zweig des Hausbaus lernen wird —
auch Dein Mann wird Dich noch einmal so lieb haben,
wenn Du dann mit allem Gelernten Euer Heim noch be-
haglicher und harmonischer als bisher gestalten kannst.

Für Dich selbst aber wird es ein halbes Glück sein,
mitzusehen zu können an dem gewaltigen Werk des
Führers.

Es grüßt Dich in alter Freundschaft mit einem
Heil Hitler!
Deine Liselotte.

Was kochen wir im April?

In der Übergangszeit vom Winter zum Frühjahr
ist es für die Hausfrau nicht immer ganz leicht, allen
Wünschen auf vitaminhaltige Speisen Rechnung zu tra-
gen. Die vorhandenen Bestände an Wintergemüsen
und Obst sind dann fast aufgebraucht, während das Frisch-
gemüse aus inländischer Erzeugung noch nicht in großen
Mengen am Markt ist. Der Bedarf an Kartoffeln kann im
April aus eigener Erzeugung nicht mehr gedeckt werden.
Obwohl mit etwas härteren Einfrieren aus Holland zu
rechnen ist, wird der Bedarf dennoch kaum restlos befrie-
digt werden können. Bei der Verpflegung mit Salaten
sind wir im April fast ausschließlich auf die Einfuhr aus
ausländischer Erzeugung angewiesen. Die Anlieferungen
aus deutscher Erzeugung werden erst im Mai in Erhe-
bung treten. Leider decken auch die restlichen Anliefe-
rungen deutschen Winterpilsnats sowie die Einfuhren ita-
lienischen Spinats den Bedarf Anfang April noch nicht
voll. Aus natürlichen Gründen können wir im April
auch beim Obst keine großen Ansprüche stellen. Die
Kerpfelbestände sind geträumt, aus Italien können nur
geringe Mengen an Zitrusen eingeführt werden. Die Ein-
fuhr an Apfelsinen und Bananen wird sich in der bis-
herigen Höhe bewegen; auch Zitronen werden ausrei-
chend vorhanden sein.

Für die Verfeinerung von Leichterdaulischen, einwei-
reichen Speisen kommt im April besonders der Fisch
in Frage. Es werden reichlich Seefische am Markt sein,
insbesondere Rotbarsch und Kabeljau. Es muß immer
wieder darauf hingewiesen werden, daß es volkswirtschaft-
lich dringend erwünscht ist, den Fischverzehr noch mehr
als bisher zu steigern, obwohl bereits im Januar und
Februar nicht unbeachtliche Erfolge erzielt worden sind.
Während im Januar 1933 rund 32 Mill. Kg. Seefische

vom deutschen Volke verzehrt wurden, konnten im Ja-
nuar 1934 rund 40 Mill. Kg. dem Verbrauche zugeführt
werden. Der Seefischverzehr betrug im Februar 1933
39 Mill. Kg. gegenüber 30 Mill. Kg. im Februar 1934.
Die Verbrauchssteigerung belief sich somit in den Mo-
naten Januar/Februar auf 17 Mill. Kg., d. h. sie ist um
29,9 v. H. gegenüber den gleichen Monaten des Jahres
1933 gestiegen. Die Anlieferungen selbst betragen im Ja-
nuar 1934 rund 36 Mill. Kg. gegenüber 48 Mill. Kg. im
Januar 1933, im Februar 1934 33 Mill. Kg. gegenüber
im Februar 1933 47 Mill. Kg. Aus diesen Zahlen geht
deutlich hervor, daß der Fischverzehr entsprechend den
erhöhten Fangergebnissen noch weiter hätte gesteigert wer-
den können.

Auf dem Verpflegungsgebiete mit Fleisch treten im
April keine Änderungen ein. Die Jungschafftriede an
Rindvieh werden zusammen mit der Einfuhr einen gleich-
bleibenden Verbrauch schaffen. Auch beim Kalbfleisch
ist volkswirtschaftlich ein verminderter Verbrauch weite-
hin erwünscht, da möglichst viele Kälber für die dringend
notwendige Auffüllung des Milchviehbestandes und Ersatz
durch die Mäule und Kälberleuse Verwendung finden
müssen.

Die Verpflegungslage in Fetten (Butter, Margari-
ne, Speck und Schmalz) ist unverändert. Auch hier ist
noch immer Sparmaß geboten. Zur Fettersparnis
kann wieder auf den verminderten Verbrauch von Kofle-
hydraten, wie Kartoffeln, Zucker, Marmelade, verwiesen
werden. Erstensweise ist schon der jährliche Zunder-
verbrauch je Kopf der Bevölkerung nach den Berechnun-
gen des Statistischen Reichsamts von 19,9 Kq. im Jahre
1933 auf 24,0 Kq. im Jahre 1934 angeklungen.
Dr. P.

Rock und Bluse immer praktisch

B 2427 Sehr hübsche Bluse aus Streifenstoff, kleiner Ultra-Schnitt in Gr. 17 u. I.
B 549 Einfacher Blusenrock mit schräger Vorderbahn und Reißverschluss, kleiner Ultra-Schnitt in Gr. I, II und III.
B 2415 Kleidend in diese Bluse, an der die eingelenkten Borten quer durchgeschneidert sind, kleiner Ultra-Schnitt Gr. 17, I und II.
B 2427 Sehr hübsche Bluse aus Streifenstoff, kleiner Ultra-Schnitt in Gr. 17 u. I.
B 549 Einfacher Blusenrock mit schräger Vorderbahn und Reißverschluss, kleiner Ultra-Schnitt in Gr. I, II und III.
B 2415 Kleidend in diese Bluse, an der die eingelenkten Borten quer durchgeschneidert sind, kleiner Ultra-Schnitt Gr. 17, I und II.
B 553 Tränerröck mit durchgehendem Vorderstich und Reißverschluss, kleiner Ultra-Schnitt in Gr. II, III und IV.
B 2418 Bluse in hübscher sportlicher Form mit spitzer Voffe, kleiner Ultra-Schnitt in R 550 Gr. I, II und III.
B 550 Fescher Blusenrock mit breitem, einseitigen Falten, kleiner Ultra-Schnitt in Gr. 17 und I.
B 2416 Kleidend in diese Bluse, an der die eingelenkten Borten quer durchgeschneidert sind, kleiner Ultra-Schnitt Gr. 17, I und II.
B 551 Dieser Rock aus Wolstoff zeigt oben abgeknüpfte Falten, kleiner Ultra-Schnitt in Gr. I und II.

Schnittmuster sind zu erfragen: Schriftleitung „Der Führer“, Lammstraße 1b (Sekretariat)

ROBINSON LEBET

Eine weltberühmte Romanfigur
wird im Film lebendig

Die Bavaria-Fanck-Filmerpedition kehrte dieser Tage nach fast siebenmonatiger Abwesenheit nach Deutschland zurück. Sie hat unter Dr. Arnold Fanck die Außenaufnahmen zu einem Robinson-Film auf historischem Boden beendet.

Einsam in der großen Wasserwüste des Stillen Ozeans, nicht ganz 1000 Kilometer von der Küste Chiles entfernt, finden wir die chilenischen Inseln von Juan Fernandez,

einsamen Insel zurückzubleiben. Nachts schlief er sich mit wenigem Handwerkszeug von Bord und verdeckte sich auf der Insel. Am nächsten Tag lichtete die „Cinque Port“ ihren Anker und segelte hinaus in den unermeßlichen Stillen Ozean. Alexander Selkirk war allein auf der Insel.

Über vier Jahre währte Selkirks Einsiedlerleben. Seine Schicksale hat der englische Schriftsteller Daniel



und „Gneisenau“, die Kleinen Kreuzer „Nürnberg“ und „Leipzig“. Als einzigem Schiff des Kreuzergeschwaders war es der „Dresden“ gelungen, zu entkommen. Am Morgen des 9. März 1915 erreichte der Kreuzer die sogenannte Robinson-Insel und ging in der Cumberlandbucht vor Anker.

Die Matrosen des deutschen Kreuzers „Dresden“ durchstreifen in den Märztagen die Insel, denn jeder von ihnen kannte die Geschichte Robinson Crusoes. Mittlerweile brach das Verhängnis, das dem deutschen Kriegsschiff seit Wochen drohte, herein. Bei der Landung hatte Kapitän Lüdtke an den Hafengouverneur der Insel, den Zigarrenhändler Natalia Sanchez, das Erlaubnis gestellt, acht Tage zur Ausbesserung der beschädigten Maschinen in der Bucht bleiben zu dürfen. Die Juan-Fernandez-Inselgruppe gehörte zum neutralen Chile, der deutsche Kreuzer lag also in neutralen Gewässern. Am 14. März, einem Sonntag-Morgen, tauchte an der Westseite der Bucht der englische Kreuzer „Glasgow“ auf, begleitet von dem Hilfskreuzer „Drama“, ohnweit näherte sich der Panzerkreuzer „Kent“. Jebermann glaubte, die englischen Schiffe würden nunmehr die „Dresden“ blockieren, der nach dem internationalen Recht eine achtstägige Aufenthaltssfrist in neutralen Hafen zustand. Der deutsche Kommandant vertrieb alle Maßnahmen, die darauf hindeuten konnten, daß das Schiff gefechtsklar gemacht worden wäre. Als der chilenische Hafengebiet der englischen Kreuzer sichtete, fuhr er in einer Schaluppe den Engländern entgegen, um sie nach den Regeln der internationalen Höflichkeit zu begrüßen. Er befand sich ungefähr fünfzig Meter vom Heck der „Dresden“ entfernt, als „Glasgow“ den ersten Schuß abfeuerte. Es war ein ungleicher Kampf. Bald stand das ganze Achterschiff des deutschen Kreuzers in Flammen, von den 10,5-cm-Geschützen waren acht außer Gefecht gesetzt, eine Munitionskammer mußte wegen drohender Explosion geräumt werden. Durch die Entzündung eines Parlamentärs gewann der deutsche Kommandant Zeit, um Vorbereitungen zur Sprengung des Schiffes zu treffen, damit es nicht in feindliche Hände fiel. Die Mannschaft verließ das Schiff und suchte in Rettungsbooten oder schwimmend die Küste der Robinson-Insel



Zwei gute Freunde Photo: Bavaria-Filmkunst, 4

Herbert A. E. Böhme, der Hauptdarsteller des Bavaria-Fanck-Filmes „Robinson“, mit seinem gelehrigen Papagei, während der Außenaufnahmen auf der historischen Robinson-Insel Juan Fernandez.

Entdeckt wurden sie im Jahre 1563 von dem spanischen Weltumsegler und Seefahrer Juan Fernandez. Später waren die Inseln Ursache erbitterter Gefechte, die um ihren Besitz Engländer, Holländer, Spanier und Portugiesen austrugen. Seeräuber, Piraten und Korfaren entdeckten die paradiesischen Eilande und fanden auf ihnen einen willkommenen und sicheren Hort. Auf ihnen teilten sie ihre Beute und begingen zugleich grauenvolle Mordtaten.

Robinson landet

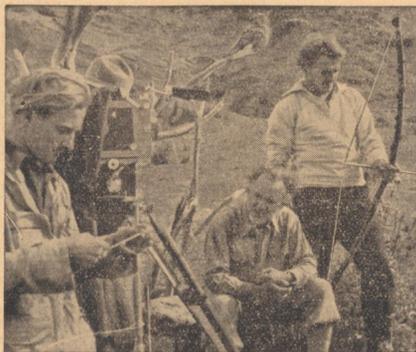
Man schrieb das Jahr 1704, als der englische Korсар William Dampier mit seinem Segelschiff „Cinque Port“ die Insel Mas à Tierra anließ. An Bord des Seglers befand sich unter der Befehlsführung auch der Matrose Alexander Selkirk, gebürtig in Fife zu Schottland. Ihn trieb die Dampiers' Tyrannie, die Streitereien der Besatzung und die Grausamkeiten der Piraten dermaßen ab, daß er vorzog, das Schiff zu verlassen und auf der

Defoe, der von Selkirks Leben auf der Insel nach dessen Rückkehr nach Schottland erzählt, im unsterblichen Buch von Robinson Crusoe verewigt.

Heute noch zeigt man auf der Insel die Höhle, in der Selkirk gehaust haben soll und den sogenannten „Rooftut“, den Ausguck, von dem Selkirk oder Robinson Crusoe nach rettenden Schiffen ausgeschaut haben soll. Auf dem „Rooftut“ haben englische Seeleute eine Bronzetafel anbringen lassen, die an Alexander Selkirk erinnern soll.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entschloß sich Spanien die Insel zu besetzen, um sie als Kerker für Verbrecher der spanischen Kolonien im Stillen Ozean zu verwenden. Während der Freiheitskämpfe der Republik Chile waren die Gefangenen in der Hauptsache aus den vornehmsten Kreisen der Patrioten.

Endlich, als das 19. Jahrhundert zur Reize ging, wurde der Verbannungsort aufgehoben und einer friedlicheren Bestimmung zugeführt. Auf der Insel siedelten sich bisher an, die besonders dem Langkittelfang nachgehen.



„Robinson“ wird gefilmt!

Dr. Arnold Fanck und der Hauptdarsteller, Herbert A. E. Böhme, bei den Außenaufnahmen des Bavaria-Fanck-Filmes „Robinson“ vor der historischen Robinson-Höhle auf Juan Fernandez.

Ein gemeiner Ueberfall

Noch einmal sollte die Insel, die so verträumt und paradiesisch schön im Stillen Ozean liegt, Schauplatz einer Tragödie werden. Es war im Weltkrieg, als im Jahre 1915, nach der Schlacht bei den Falklandsinseln, der deutsche Kreuzer „Dresden“ sich in chilenische Hoheitsgewässer zurückzog.

Die stolzen Schiffe des deutschen Ostasiengeschwaders unter Admiral Graf von Spee waren nach einem heldenmütigen Kampf gegen einen überlegenen Feind vernichtet; gefunken waren die Panzerkreuzer „Scharnhorst“

zu erreichen. Viele fanden den Tod, drei Mann konnten als Leichen geborgen werden. Die Besatzung des deutschen Kreuzers wurde zunächst auf der Robinson-Insel interniert, später auf die Quiriquina-Insel gebracht.

Als die Besatzung der „Dresden“ nach dem Krieg in die Heimat zurückkehrte, mußte sie die bittere Enttäuschung ihres Lebens erfahren, die kommenden Jahre schienen keine Besserung zu bringen. Da erinnerte sich Hugo Weber, der zur Besatzung der alten „Dresden“ gehörte, des schönen Eilandes im Stillen Ozean, auf dem Alexander Selkirk einst angekerkt von dem Treiben des Piratenschiffes Zuflucht gesucht hatte. Er beschloß ein zweites Robinson zu werden. Er landete auf der Robinson-Insel, um Vergessen zu suchen vor einer Welt, in der zu leben ihm nicht wert schien.

Der neue Robinson

Der unbekannte Matrose des Kreuzers „Dresden“ lieferte den Robinson-Filmstoff. Die Bavaria-Filmkunst in München hat den Gedanken, die alte Robinson-Idee mit dem Erlebnis eines Menschen unserer Tage zu verbinden, der an seiner Zeit irre wurde, aufgegriffen. Dr. Arnold Fanck schrieb ein Drehbuch und führte eine Expedition hinunter nach Feuerland und Patagonien, die unter seiner Regie einen Film schuf, der die alte Robinson-Idee in das Zeitgeschehen unserer Tage stellt.



Die Robinson-Höhle auf der Insel Juan Fernandez

Sie ist einer der Schauplätze des Robinson-Filmes, von dessen Aufnahmen die Bavaria-Fanck-Chile-Expedition am 4. April 1939 nach Deutschland zurückkehrte

Lachen am Wochenende



Der erste Schultag

„— und das ist „Fräulein“, Herr Lehrer, die ist immer bei mir...!“ Kurt Flemig (Scherl-M.)



Der Bassgeiger der Bordkapelle nach dem Schiffbruch:

„Wie gut, daß ich nicht Flötist geworden bin!“ Bruno Radestock (Scherl-M.)



Der Präparator konnte es nicht lassen

„Otto, wo ist Fiffi?!“ Will-Halle (Scherl-M.)



Der Fakir

Erika Engel (Scherl-M.)

Nach einer Woche Aufenthalt in ihrem Modebadeort schreibt Frau Schwan ihrem Gemahl einen Brief, dessen Schluß lautet:

„Anbei, liebes Männchen, auch die Hotelrechnung.“

Der Gatte antwortet poltendend:

„Anbei, liebes Frauchen, ein Scheck zur Begleichung der Hotelrechnung. Bitte, kaufe in Zukunft keine Hotels mehr, du wirst dabei doch bloß überverteilt!“

Von Filmbauten, Architekten und Regisseuren

Ein Blick in die Berliner Tobis-Werkstatt — Viktor de Kowa erzählt von seinem ersten Film

Im Verwaltungsgebäude beim Bahnhof an der Friedrichstraße herrscht, wie der Angestellte lehrte, Ameisenbetrieb. Und doch, das Büntzen Hoffmann, Emil Jannings und seinen Regisseur Hans Steinhoff draußen im Grünemald zu sehen, einen Blick werfen zu können in jenes riesige Arbeitsfeld, das die Wiedergabe eines Forscherlebens, wie das eines Robert Koch es erfordert, schmilzt dahin wie der Schneereif in der ersten Frühlingssonne. Pfläglich, für die gehobenen Erwartungen fast zu früh, wird herumgeprochen: Jannings ist, wie es die erste Schweißterrasse nicht erweist, zu Aufnahmefähigkeiten wegsfahren. Nicht einmal das Atelier im Grün-

des Gegebenen auf das Zelluloidband zu reproduzieren. Die Kamera ist ja gewissermaßen Vorleserin dessen, was Architekt und Darsteller bildhaft erzählen: Der Architekt wiederum schafft den wirksamen Hintergrund, den Nährboden, auf dem die Illusion Film gedeihen kann.

Da ist also in kleinen Barockhäuschen zusammengekratzt das Düsseldorf vom Jahre 1818. Das Lächeln des Antlitz öffnet sein Führen, zeigt seinen spielerischen Inhalt an Verkaufstisch und Regalen, an altertümlichen Warenbeständen. Unbedeutende Dinge, mag man nun sagen, die eben nur mal da sind. Dem ist nicht so. In die Epif des Architekten Stimmung und Farbe hineinzaubern. Und das Detail des Zeitolorits, das unerlässlich ist, die Illusion des Films vollständig zu machen. Wie war die Kadefche damals beschaffen? Wie muß sie angebracht werden? Das nur einige Fragen, die den Architekten bei seiner Arbeit am Rande bewegen. Ganz abgesehen davon, daß er damit auch schon den Kameramann Winke und Anregungen gibt.

Viktor de Kowa ist selbstverständlich mit Begeisterung bei seiner ersten Regiearbeit. Braucht der Film Regisseur, so braucht der Regisseur neue Ideen, so laßt er sich wohl. Er verliert nun einmal, mit einem so vollständigen Drehbuch mit der Dreharbeit zu begnügen, daß zwischen Darstellern, Spielleitung, Kameramännern und allen, die da noch ein Wort mitzureden können, wie de Kowa meint, kaum eine Rückfrage mehr ergeht. Bis ins einzelne, so erzählt er lebhaft, seien die verschiedenen Szenen durchgesprochen worden und jede Kleinigkeit im Drehbuch verzeichnet. Da wiege, verglichen mit vielen anderen solcher Bücher, eine Seite mit Regie- und anderen Anweisungen drei Worte Dialog auf. Immerhin, auch Stoff und Belegung mit Rita Venthoff, Irene von Meyendorff, Will Dohm, Friedrich Wenner und einer Reihe anderer bekannter Namen verprechen schon allerhand.

Von Emil Jannings und seinem Koch-Film haben wir also nichts. Eine Entscheidung wird uns indes doch: M. B. Kimmich, der Regisseur des nächsten Janningsfilms erzählt von der kommenden Arbeit. So unaufrichtig seine Art zu reden ist, so interessant und unterhaltsam sind seine Worte gefügt. Ein Motiv aus dem großen Krieg wird der kommende Janningsfilm behandeln. Stille Heldentat und Tod deutscher Seeleute auf einem Hilfsminenleibboot, dessen Kapitän Jannings darstellt. Auf der Rückfahrt von der englischen Küste überrascht und vernichtet. Der englische Kreuzer, der die Mannschaft des sinkenden Schiffes aufnimmt, wird, Tragik und Konflikt heigend, vom Schwiegerbruder des deutschen Kapitäns kommandiert. Der Kreuzer gerät — und der Deutsche weiß das, trotzdem schweigend vorausfahrend, auf die Minen, Netze und Verastete finden den Tod. Man kann sich ungefähr vorstellen, wie Jannings diese Gehalt voller Dramatik und Größe gestalten wird, und man kann, wenn man sich vergegenwärtigt, wie er in seine Rollen und in das Wissen bis ins einzelne sich einleibt und auf Aufbau und Schilderung des Films bedacht ist, ihn etwa vorstellen, welche Aufgabe Regie und Darstellern bevorsteht.



Viktor de Kowa
Zeichnung: Sten

wird ffacke uns seine Forten, die technischen Vorbereitungen zu jenem Film zu erfüllen. Schade ...!

Draußen in Johannistal indessen träumt unter riesigem Glasdach eine verwunschene Stadt. Häuschen an Häuschen drängt sich in unsymmetrischem Geschecht um einen Marktplatz, in dessen Mitte sich das Reiterstandbild eines Mannes mit wallender Mähne aus der felsam düsteren Sichtstimmung hervorhebt. Barockgiebel legen ihr Geschnitztes um die Fassaden. Und felsam, fast unmerklich geht der Bogen der Häuserzeilen über in einen bemalten Prospekt. Man muß schon ordentlich nahe dahin gehen, beim düsteren Schimmer der Deckenbeleuchtung den Übergang zu erkennen. Und damit verrät sich der Ort: Mitternachts. Mit den Worten unserer Führerin durch diesen Raum wird die tragikomische Geschichte jenes Schneidereleins vom Rhein lebendig, der vor der Soldateska Napoleons stehend, nachdenklich lächelnder Augenzeuge seiner eigenen Beerdigung werden mußte. Diese Bauten zum heiteren Film um den Schneider Wibe! sind, nachdem der Regisseur Viktor de Kowa über diese seine Erstlingsarbeit geplaudert hat, in mancherlei Hinsicht ansehlich. Kleine Dinge sind, die sich so nebenbei in das große Bild fügen, ein paar Worte, die auf Kleinigkeiten hinweisen, veratzen vom so wichtigen Nebenbei in der Arbeit des Filmarchitekten und des Regisseurs, das man beim Ablauf eines Films nur zu ahnen vermag. So die Stimmungsmalerei eines Gegenstandes, der nachher im Rahmen des Ganzen fast wieder verschwindet und so die kleinen Hilfen, die der Architekt für den Mann an der Kamera baut, dessen Aufgabe ja ist, das Licht- und Schattenpiel

Köpfchen! Köpfchen!

Silbenrätsel

a — bak — bäd — bein — ca — Cham — her
be — dt — dtu — e — eh — en — ga —
gan — ge — ges — gie — gras — i — in —
la — la — la — ma — mal — man — mi —
mond — mos — na — na — ner — ner —
neu — nim — pag — ren — rod — ta — ja —
ja — ja — see — sen — sol — ta — tee —
ufr — up

Aus diesen 50 Silben sind 18 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden:

- 1 Winterportgebiet in der Schweiz, 2 bekannte Wurtart, 3 weibliche Gestalt einer Wagner-Oper, 4 Matrasenfüllung, 5 Genußpflanze, 6 Gesichtstzoochen, 7 nordamerikanischer Unionsstaat, 8 Schaumwein, 9 feines kleines Gebäck, 10 griechische Insel, 11 Unverträglichkeit in Schweben, 12 astronomische Erscheinung, 13 Fluß in Indien, 14 beher Erinnerungszahlen, 15 alte spanische Universität, 16 Handwerker, 17 Charaktereigenschaft, 18 gewaltiger Jäger.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang eine sberzuckende Sinnprägung (es gilt als nur 1 Buchstabe).

- 1. _____
- 2. _____
- 3. _____
- 4. _____
- 5. _____
- 6. _____
- 7. _____
- 8. _____
- 9. _____
- 10. _____
- 11. _____
- 12. _____
- 13. _____
- 14. _____
- 15. _____
- 16. _____
- 17. _____
- 18. _____

Geheimschrift

Dztschnllnchschllrtdsschckskl
Wrgfdsnntggckvrrmt
Rhltschnhdvnnhnhltzgrn.

Vorstehende Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Einfügung passender Vokale zu sinnigen Wörtern bilden lassen. Das Ganze ergibt ein Zitat aus Körner.

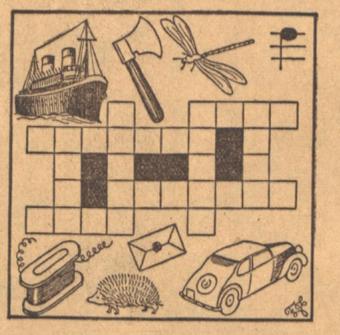
Drei Silben

Die ersten beiden deuten Dir ein Verhältnis an. Man trifft mit manchen Wörtern Sie in Verbindung an.

Das Dritte wird nicht frommen, Zumal, it's tief und schwer. Zum Dritten drum zu kommen. Ist niemandes Begehrt.

Im Felde ist der Streiter Des Ganzen heils gewärtig; Es waren Bleihens Reiter Stets zu dem Ganzen fertig.

Bebildertes Kreuzworträtsel



zählt von der kommenden Arbeit. So unaufrichtig seine Art zu reden ist, so interessant und unterhaltsam sind seine Worte gefügt. Ein Motiv aus dem großen Krieg wird der kommende Janningsfilm behandeln. Stille Heldentat und Tod deutscher Seeleute auf einem Hilfsminenleibboot, dessen Kapitän Jannings darstellt. Auf der Rückfahrt von der englischen Küste überrascht und vernichtet. Der englische Kreuzer, der die Mannschaft des sinkenden Schiffes aufnimmt, wird, Tragik und Konflikt heigend, vom Schwiegerbruder des deutschen Kapitäns kommandiert. Der Kreuzer gerät — und der Deutsche weiß das, trotzdem schweigend vorausfahrend, auf die Minen, Netze und Verastete finden den Tod. Man kann sich ungefähr vorstellen, wie Jannings diese Gehalt voller Dramatik und Größe gestalten wird, und man kann, wenn man sich vergegenwärtigt, wie er in seine Rollen und in das Wissen bis ins einzelne sich einleibt und auf Aufbau und Schilderung des Films bedacht ist, ihn etwa vorstellen, welche Aufgabe Regie und Darstellern bevorsteht.

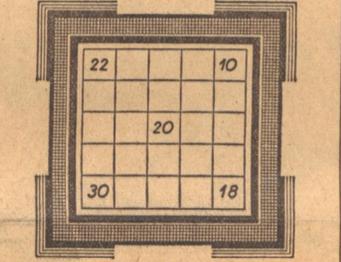
M. B. Kimmich, der übrigens als Kamerad Hermann Göring's einige Jahre auf der Kadettenakademie in Karlsruhe verbracht hat, weiß noch allerhand über erfreuliche und unerfreuliche Tage in Hollywood zu erzählen, wo er einige Jahre gearbeitet hat. So schildert er aus eigener Anschauung, wie in jenem Filmbübel so manches, so vieles klittert ist, was aus der Ferne gar verlockend gleicht.

Hugo Buchler.

Zahlen-Quadrat

Die Zahlen:
8 9 11 12 13 14 15 16 17 19
21 23 24 25 26 27 28 29 31 32

Sind derzeit in die leertehenden Felder der Figur einzusetzen, die die waagrechten, senkrechten und die beiden Diagonalreihen die Zahlensumme 100 ergeben.



Abstrichrätsel

Varett, Feite, Freier, Reigen, Feier
Von jedem Wort ist durch Abstrich eines Buchstaben an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden. Die abgetrichenen Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen, etwas Zeitgemäßes bedeuten.

Wer hat richtig erraten?

Oster-Problem. 1 Fortis, 2 Stern, 3 Rinder, 4 Kamele, 5 Wunde, 6 Birne, 7 Gabel, 8 Zehn, 9 Fleisch, 10 Baum, 11 Reine, 12 Regen, 13 Eisen, 14 Guben, 15 Tuden, 16 Beton, 17 Geler, 18 Ruche, 19 Hotel, 20 Linde, 21 Sasse, 22 Drie, 23 Gum, 24 Salbe, 25 Preis, 26 Rogat, 27 Regen.

Ostern kam, die Stöden klingen und den Frühling sie uns bringen.

Oster-Silbenrätsel: 1 Ornament, 2 Barock, 3 Gardine, 4 Referenz, 5 Uster, 6 Generale, 7 Waag, 8 Gros, 9 Silo, 10 Emeite, 11 Braterei, 12 Oberholz, 13 Reiner, 14 Winter, 15 Gonne, 16 Frawisch, 17 Samos, 18 Saranoff, 19 Einband, 20 Stahl, 21 Kabel, 22 Lubrind, 23 Oberseite, 24 Armenan, 25 Dampf, 26 Gaismus. — Ob arines oder weites Aie, es fihlt das Ders die Osterzeit.

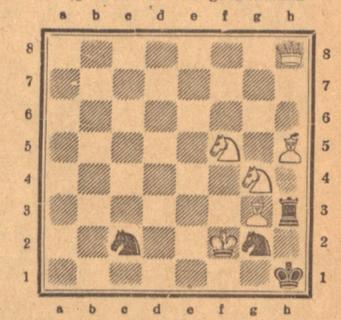
Papierstärken, weil die damaligen technischen Voraussetzungen nicht immer die gleiche Stärke und Art des Papiers gewährleisten. Ferner unterscheiden wir bei den früh-Ausgaben noch handgeschöpftes oder Maschinenpapier. Die Verwendung ist oft sehr unterschiedlich und die Katalogangaben mit der Bezeichnung d i n n e s oder d i c k e s Papier lagen dem Sammler — vor allen Dingen dem Anfangs- und Durchschnitts-Sammler — herzlich wenig, falls er nicht Vergleichsküde zur Hand hat. Hier entstehen die bekannten Irrtümer, daher wimmelt es in den Rundsendungen oft von falschen Angaben (aus Unwissenheit und deshalb zum Nachteil des Einsenders — aber auch des Entnehmers).

Das Sortiment des Papiers ist genau wie die sehr untrüben Farben gegeben — die sogar in den einzelnen Katalogen erheblich voneinander abweichen — eine immer wieder zu empfehlende und sehr notwendige Angelegenheit. Jeder Sammler sollte sich eine kleine Papiermuster-Sammlung von den etwa 30-40 verschiedenen Papierarten, die vorkommen können, anlegen mit genauen und von Kennern überprüften Schiffsangaben. Eine solche, von uns hier vorgeschlagene, Schifflammlung gehört auch zu den Aufgaben der Vereine und der Sammlergruppen. Nicht nur die Förderung der Tauchmöglichkeiten, sondern gerade die Belehrung und Erziehung der Sammler, die Vermittlung neuer wichtiger Kenntnisse und Erkenntnisse gehören zu dem Aufgabenkreis der Sammlerorganisationen. Ueber ein weiteres, in Sammlerkreisen wenig bekanntes Gebiet — die Drucktechnik der Briefmarke — wollen wir nächstens positive Angaben machen.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weidinger, Durlach.

Folge 16 16. April 1939
Aufgabe Nr. 17 von F. Sackmann



Weiß: Kf2, Df8, Kg3, h5, E5, g4. (6)
Schwarz: Kf1, Fg3, E2, a2. (4)
Matt in 3 Zügen

Ein bauerntoher Dreifäger mit einem Verhellungszug als Einleitung. Die Aufgabe ist ziemlich schwierig.

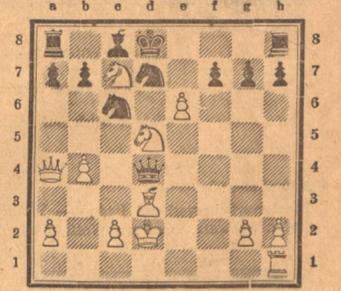
Das internationale Turnier in Bad Merer (Riga)

An diesem Turnier beteiligte sich auch Bogoljubow, der aber nur den 7. Platz einnehmen konnte. Dies ist leicht dadurch zu erklären, daß er den Kampf bald nach seinem Zweikampf gegen Elifales aufnehmen mußte, ohne sich eine Erholungsperiode gönnen zu können. Aber hier hat sich gezeigt, daß zu einem solchen Kampfe ein ausgeglichener Körper ebenso notwendig ist wie schachliches Können. Bemerkenswert ist wiederum das gute Abschneiden des Ungarn Szabo, der mit Stahlgberg den 2. und 3. Preis teilen konnte. Es gab eine ganze Reihe sehr lebhafter Partien, von denen wir im folgenden eine Probe geben.

Signifikanz

- Weiß: Mifenas
1. e2-e4 e7-e5
2. e1-f3 e7-e6
3. d2-d4 e5-d4
4. e3-d4 e3-f6
5. e1-c3 f8-b4
6. d4-b5 d7-b5
7. e4-e5 e6-d7
8. d1-g4 d4-f8
9. e1-g5 d8-a5
10. d4-a4 d5-b6
- Schwarz: Dreiberg
11. 0-0-0 f8-c5
12. b2-b4 e5-e7
13. g5-e7 Re7-e7
14. d1-b5 Dd8-f2
15. e5-e7 e7-d5
16. e3-b5+ Ke7-d8
17. f4-f5 f2-d4
18. e5-e6 Dd4-a4+
19. Kc1-d2 Da1-b4+
20. f5-b3 e6-c6??

Stellung nach dem 20. Zuge von Schwarz:



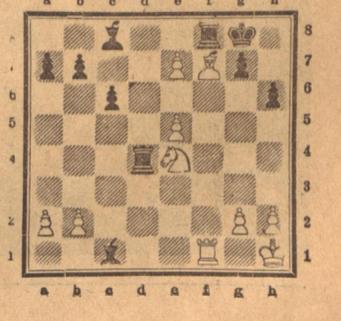
- 21. Da4:c1 natürlich!
21. ... Db4-f2+
22. f5-d3 f8-d8
23. e6-d7 e8-d7
24. Dc5-b7 Dd7-g4+
25. Rd1-c1 f8-e1+
26. Kc1-b2 f8-e8
27. f3:e1 Df2:e1
28. Kc1-b2 Dc1-e5+
- 29. e2-c8 De5-e1
30. Da7-c5 De1-d2+
31. d3-d2
Schwarz gibt auf.

Die folgende Partie zeichnet sich durch einen witzigen Schluß aus:

Damengambit

- Weiß: Mifenas
1. d2-d4 d7-d5
2. c2-c4 e7-e6
3. e1-c3 e8-f6
4. Kc1-g5 e6-e7
5. e3-f3 e7-e6
6. Kd1-c1 d5-c4
7. e2-e4 b7-b6
8. g5-f6 Dd8-f4
9. f1-c4 f8-b4
10. 0-0 0-0
11. Dd1-e2 e6-e5
12. d4:e5 e7:e5
13. e3:e5 Df6:e5
- Schwarz: Apfhened
14. f2-f4 De5-e7
15. e4-e5 e8-f6
16. e8-e4 f8-e8
17. e4-g3 f8-e6
18. f1-f5 Dd8-b2
19. e2-e4 f2-d4
20. e3-e4 e6-e8
21. g4-f4 b4-b2
22. f5-f6 Dd2-f4
23. f6-e7 Dd2-c3+
24. Kd1-b1 Dc3-c1
25. e4-f7+
Schwarz gibt auf

Schlufstellung:



BRIEFMARKEN-ECKE

„Die Technik der Briefmarke“

1. Das Briefmarken-„Papier“

Zählung und Schnitt, Farbe und Stempel der Marken sind für den Sammler sichbare Dinge, die gute Anhaltspunkte für eine Beurteilung bieten. Bei dem Briefmarkenpapier dagegen verlangen die meisten Sammler, weil ihre Kenntnisse auf diesem Gebiet mehr als mangelhaft sind. Das Papier als Träger der Farbschicht und des dazugehörigen Bildes bedarf für die dem Postwertzeichen amtlich zuerkannte kurze Lebensdauer einer bestimmten Bindung. Der verwendete Papierstoff ist sehr verschieden; denn er muß allen klimatischen Einflüssen, die in den Ländern aller Breitengrade herrschen — widerstehen. Der Farbstoff des Druckbildes soll auf diesem auf die feinsten Einzelheiten klar wiedergeben können. Der Papierstoff soll ferner gut luftbeständig sein und den Farbstoff nicht durchschlagen lassen. Das notwendige Klebemittel darf das Papier nicht durchdringen, soll aber trotzdem in dem Papper einen Saft finden. Das Papier für die Markenbogen darf nicht zu spröde sein, damit eine leichte Trennung der einzelnen Marken möglich ist. Auch soll die den Papierstoff bindende Leimung (hierfür oder Klebstoff) auf die Lebensdauer der Marken nicht nachteilig sein. Aus diesen wenigen Darlegungen versteht man die Wichtigkeit des Briefmarken-Papiers.

pier, weil farbige Papiere oder farbig gezeichnete Papiere leicht gemischten Verlegungen unterliegen. Unter den klassischen Marken finden wir oft schwarzen Druck auf farbigem Papier und durch die bekannten Verlegungserscheinungen im Laufe der Jahre auch sehr viele unregelmäßige Farbtöne bei diesen Marken, die uns oft kopierbrechen machen, weil die genaue Farbestimmung nicht immer leicht ist. Wir unterscheiden folgende Papierarten: glattes, gekreftes, gekörnertes (Kreidepapier), geripptes, kariertes, batoniertes (gehabtes Papier), gemelltes, gekettetes, durchscheinendes, durchlässiges Papier, Goldschlägerhaut, Zigarettenpapier, Kartonpapier (Probepapier), Ganzpapier (Briefmarkenblätter der Vereinigten Staaten), Zellstoffpapiere, pergamentartige Papiere, Brotkarten-Papier (Litauen), Generalpostkartenpapier (Vestland), Zunderpapier (Britisch-Guayana), Wasserzeichenpapier, Reispapier (Japan), Klapppapier (Kaschmir), photographisches blaues Eisenpapier (Mafeking 1900), vorbestimmte getöntes, durchgefärbtes und getöntes Papier, ferner Led- und Seidenpapiere. Viele Marken der Vereinigten Staaten und viele der südamerikanischen Republiken wurden mit einer Waffelung (Gaufrage) von kleinen Punkten in Form eines ineinander greifenden Gitterwerks versehen, welche besonders auf der Rückseite der Marken sichtbar ist.

Diese Gaufrage hat den Zweck, die Faser des Papiers zu drehen, damit die Stempelfarbe das Papier durchdringt, statt auf der Oberfläche haften zu bleiben. Wie das Wasserzeichen den Zweck hat, die Marken vor Nachahmung zu schützen — so dient die Gaufrage dazu, einen nachmaligen Gebrauch eines einmal verwendeten Postwertzeichens zu verhindern. Ferner ist auch das Vorhandensein oder Fehlen der Gaufrage in vielen Fällen ein wichtiges Erkennungszeichen von Originalen und Neudrucken. Das Publikum verachte in den Anfangsjahren der Briefmarke, die Stempelfarbe zu entfernen und das Postwertzeichen wieder zu verwenden. Unendlich viele kleinen und großen Schliche wurden zu diesem Zweck erdormen. Auch Fälschungen kommen daher sehr früh vor, was bei den oft sehr einfachen Zeichnungen und Darstellungen in Verbindung mit der damaligen Drucktechnik nicht einmal sehr schwer war. Bei dieser Gelegenheit sei noch von einer weiteren Schutzvorrichtung gesprochen — die Seidenfäden. Wir finden derartige Seidenfäden (in den verschiedensten Farben) bei Bayern, Württemberg, Preußen, Großbritannien, Schweiz usw. Sie wurden — im indischen Alter der Briefmarke — in die Papiermasse eingeschlossen. Das Wasserzeichen als Schutzmaßnahme folgte sehr bald dem Seidenfaden, von dem man sagen darf, daß der „Wert“ einer alten Marke — sehr oft an einem „lebenden Faden“ hing... Früher wurde gemäß der angelegten Aufhängeweise einer Markenausgabe (wir kennen die Geschichte der Papierlieferung unserer ersten babilischen Marken sehr genau) das benötigte Papier hergestellt. War nun eine neue Auflage notwendig geworden, mußte das Papier wieder angefertigt werden. Hier finden wir nun die Ursache der verschiedenen

Gustav Radefik.

Frühling am OBERRRHEIN

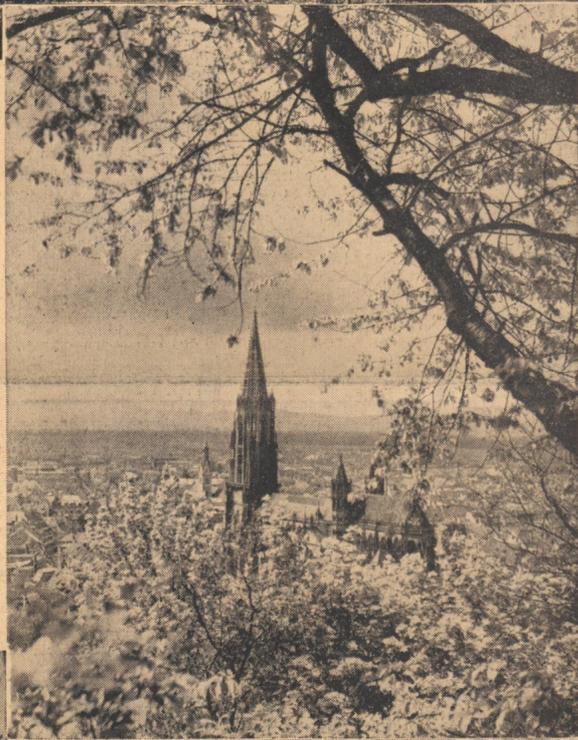


Oben: Herrliche Baumbüte bei Badenweiler
Im Kreis: Burg Windeck bei Weinheim
Unten: Blick auf das Karlsruher Schloß



Oben:
Pavillon in Wertheim
im Blütenschmuck

Rechts:
Freiburg, die Breisgau-Perle
im Blütenzauber



Aufnahmen:
Landesverkehrsverband Baden — Wehnert,
Stefan Schwarz, Dr. Paul Wolff, Kühn.



Im Weltbad Baden-Baden hält der Frühling Einzug